

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

013798/
1926/
13

Bibliothek
der
Unter-
haltung
und
des
Wissens

50



Jahrgang
1926
Band
13

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens

GUSTAV GLASEWALD
Buchhandlung
KOSLIN
Hohetorstr. 34/2

1.50



BÜCHER VON SAMMLUNG

Von der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens erscheint alle vier Wochen ein Band zum Preise von Rm. 1.50 (ausschließl. Zustellungsgebühr). Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post vierteljährlich

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart

Soeben erschien:

Der Nutzgarten

Praktische Anleitung zur Pflege von Gemüse und Obst

Von Dr. H. von Bronsart

142 Seiten mit 32 Abbildungen. In Ganzleinen Rm. 2.—

Einen Garten, ein Stückchen Land besitzen und bebauen zu dürfen, ist der Wunsch eines jeden gefunden und naturnahen Menschen. Dies kleine Buch ist allen denen gewidmet, die es mit der Gemüse- und Obstzucht und dem Obstbau versuchen wollen und gibt ihnen Auskunft über alle wichtigen Fragen: wie man den Garten einstellt, wie man ihn bearbeitet und behandelt, wieviel Saat man braucht und wann man sät, was für Boden die verschiedenen Gemüsearten verlangen und welche Schädlinge sie bedrohen. Auch über den Obstbau erfährt der junge Leser alles Notwendige, von der Pflanzzeit und Pflanzweite, vom Baumschnitt und der Schädlingsbekämpfung. Wer alles weiß, was in diesem Büchlein steht, der wird an seinem Garten wenig Enttäuschungen und viel Freude erleben

Zu haben in allen Buchhandlungen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart

Die Schule des Rudersports

Eine neue Darstellung des Werdegangs, der Methoden und des Trainings im Rudern und Kennrudern

Von **F. A. Pagels**

174 Seiten mit 19 Abbildung. / Rm. 2.-

Faltbootssport u. Kleinfestelei

Eine ausführliche Anleitung für den Gebrauch des Faltbootes für Wanderfahrt, Sport und Kleinfestelei

Von **E. B. Schwerla-München**

98 Seiten mit 72 Abbildung. / Rm. 1.50

Was ein Faltbootfahrer wissen muß

Eine Anleitung zur sportgerechten Ausübung des Faltbootportes und zur Verhütung von Faltbootunfällen

Von **E. B. Schwerla-München**

91 Seiten mit 18 Abbildungen und 11 Kartenskizzen / Rm. 1.40

Zu haben in allen Buchhandlungen

Gegen Korpulenz

(Fettleibigkeit) gebrauche **max** stets unsere „**Tonnola-Zehrkur**“.

Kein starker Leib, keine starken Hüften mehr, sondern **jugendliche, schlanke, elegante Figur**. Kein Heilmittel, kein Geheimmittel. Garant, unschädlich. **Aerztlich empfohlen**. **Keine Diät**. Viele Dankschreiben. 28 Jahre weltbekannt. Preisgekrönt mit gold. Medaill. u. Ehrendipl. Preis Paket 3 Mk. mit Gebrauchsanweisung. Porto extra. (Postanweis. od. Nachn.) **D. Franz Steiner & Co. G.m.b.H., Berlin W30/F.146, Eisenacherstraße 16**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart

Der praktische Bastler

Anleitung zur Anfertigung nützlicher Arbeiten für Haus, Hof und Garten

Von **Karl Englert**

Mit 71 Abbildungen
Praktisch gebunden Rm. 2.-

Zu haben in allen Buchhandlungen



Empfohlene Kur- und Heilanstalten



Sanatorium St. Blasien für Lungenkranke

Im südlichen Schwarzwald, 800 m ü.d.M.

Inmitten ausgedehnter Tannenwaldungen. Neuer Illustr. Prospekt kostenlos.

Ärztlicher Leiter: **Prof. Dr. Bacmeister**

Sanatorium Hohenwaldau Degerloch-Stuttgart

für physik.-diätet. homöop. Heilweise. 500 m ü. d. M. Am höchsten Punkt um Stuttgart. Rings von Laub- und Nadelwald umgeben. Neben geruhigem Landleben alle Annehmlichkeiten der Großstadt. 55 Betten. Mäßige Preise. Das ganze Jahr geöffnet.

Besitzer: **Dr. med. Friedr. Katz**

Dieser Raum kostet für ein ganzes Jahr = 13 Aufnahmen nur **130.- RM.**

Bad Liebenstein Sanatorium Liebenstein

in Thüringen, S.-M. DDR. Eichler-Selge. Kuranstalt f. innere und Nervenkrankhe.

Dieser Raum kostet für ein ganzes Jahr = 13 Aufnahmen nur

260.- RM.

Prächtige Landschafts-Alben in Tiefdruck

Tirol

Eine Wanderung von Kufstein nach Innsbruck und über den Brenner zu den Dolomiten. 166 der schönsten Landschaftsbilder in Tiefdruck. Mit Text von Dr. A. Dreyer. Querquartformat. In Ganzleinenband nach einem Original von K. Sigrift. Rm. 28.—

Die Schweiz

Eine Wanderung durch das Gesamtgebiet der Schweiz. 236 der schönsten Landschaftsbilder in Tiefdruck. Mit Text von Johannes Jegerlehner. Querquartformat. In Ganzleinenband nach einem Original von Ludwig Hohlwein. Rm. 22.50

Allgäu und Vorarlberg

152 der schönsten Landschaftsbilder in Tiefdruck. Mit Text von Dr. A. Dreyer. Querquartformat. In Ganzleinenband nach einem Original von Ludwig Hohlwein. Rm. 24.—

Der Schwarzwald

175 der schönsten Landschaftsbilder in Tiefdruck. Mit Text von Prof. Dr. Hermann Schwarzweder. Querquartformat. In Ganzleinenband nach einem Original von Ludwig Hohlwein. Rm. 24.—

Der Bodensee

Eine Rundfahrt längs seiner Gestade und seiner alten Kulturstätten. 115 der schönsten Landschaftsbilder in Tiefdruck. Mit Text von Otto Hoerth. Querquartformat. In Ganzleinenband nach einem Original von Ludwig Hohlwein. Rm. 22.—

Das bayerische Hochland mit Salzburg und Innsbruck

Eine Wanderung durch deutsches Alpengebiet.

Große Ausgabe. 154 der schönsten Landschaftsbilder in Tiefdruck. Mit Text von Dr. A. Dreyer. Querquartformat. In Ganzleinenband nach einem Original von Ernst Plag. Rm. 24.—

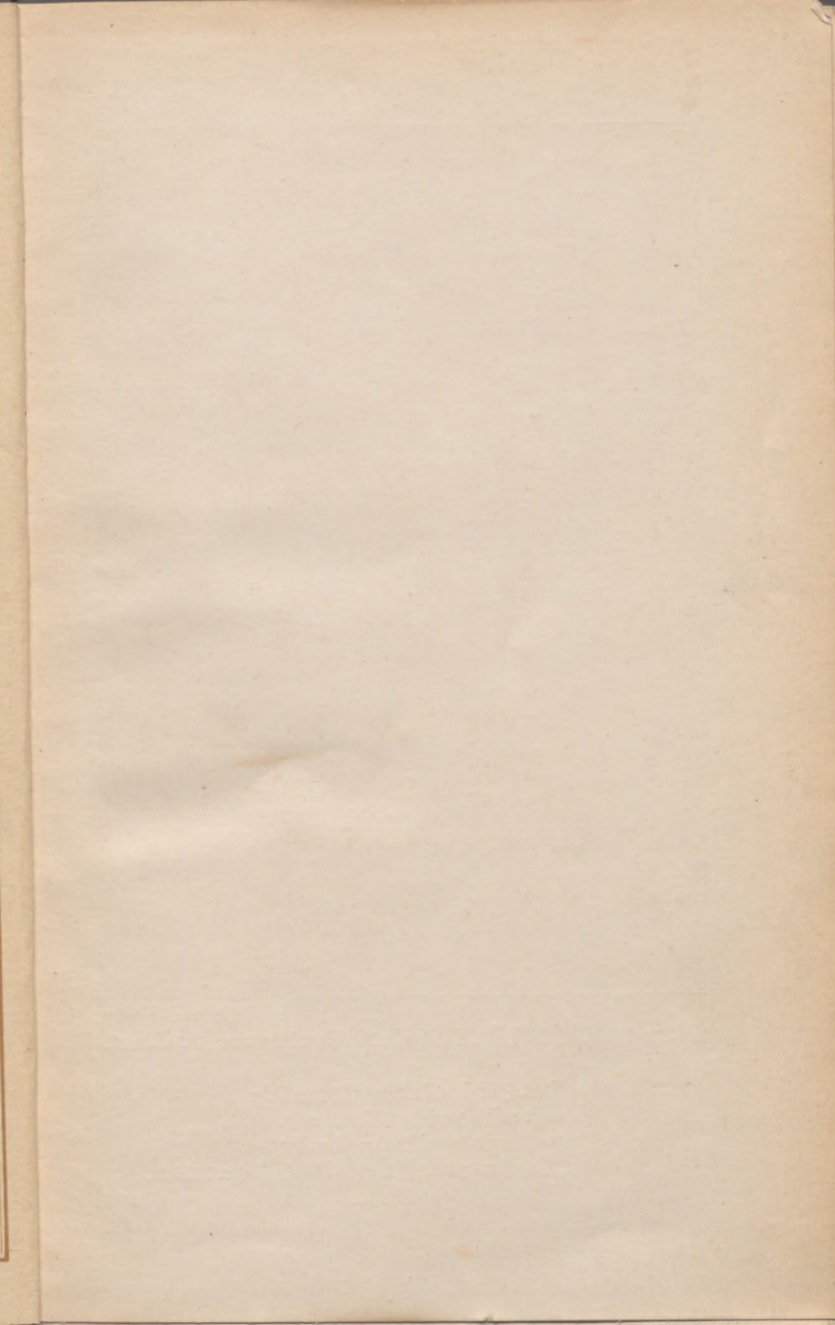
Kleine Ausgabe. 48 ausgewählte Landschaftsbilder in Tiefdruck. Mit mehrfarbiger Einbandzeichnung von Ludwig Hohlwein. Rm. 3.—

Den Triumph der Lichtbildkunst

muß man diese außerordentlich schönen Publikationen nennen. Diese vielen hundert wertvollen photographischen Aufnahmen, im Tiefdruckverfahren mit allen Feinheiten vervielfältigt, sind eine ungewöhnlich fesselnde Darstellung von Land und Leuten. Für Freunde des Hochgebirges, für Wandersportler und für jeden Deutschen, der Freude an tausendfältigen Wundern der Natur hat, wissen wir kaum, ein vornehmeres Geschenk, als diese Bände.

Frankfurter Nachrichten

Zu haben in allen Buchhandlungen





Halla-Verlag Berlin.

Lürmers Töchterlein. Nach einem Gemälde von W. Görns.

Des Glockentürmers Töchterlein
ruft mich zu jeder Stunde
wohl mit der Glocken Kunde;
„Ich harre dein, ja dein!“

Fr. Rückert.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von
hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

13. Band / Jahrgang 1926 ✓



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

013798



1

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Wandlung / Erzählung von A. Kett	5
Wolf Wendelgards Erbe / Roman von Lothar Brenkendorf (Schluß)	29
Bestattung der Moslems / Von G. Hartenstein	93
Nördlingen und sein Festspiel / Von Friedrich Katena / Mit 13 Bildern	97
Orientalischer Schlangenbändiger / Bild . .	116
Vogelzug und Vogelwarten / Von Ab. G. Krueger / Mit 8 Bildern und 1 Karte	117
Tempyramide des großen Hindutempels von Madura in Südindien / Bild	133
Moderne Zigeuner / Von A. Nora / Mit 7 Bil- dern nach Aufnahmen von Lh. Rockenfeller . .	134
Sogenannte „Kuffahs“, die in Bagdad die Stelle von Booten und Kähnen vertreten Bild	149
Scherz und Ernst im Rätselspiel / Von Her- mann Rall	150
Ein graufiger Kampf zwischen ausgewach- senen Krokodilen / Bild	159
Krankheitsnachweis mit chemischen Hilfsmit- teln / Von Dr. med. Max Grünewald	160
Auf blumiger Wiese / Bild	163
Am Salto do Iguassu / Von Werner Korf Mit 3 Bildern	164

Mont-St.-Michel / Bild	188
Pioniere der Polarwelt / Von F. W. Landgräber	189

Mannigfaltiges

Wink mit dem Zaunpfahl	196
Abgetrumpft	196
Eine Frage ist kein Pfeil	197
Kurz und bündig	197
Helf, was helfen mag	197
Bürgergardistenstreich	198
Boshaft	199
Auflösungen unserer drei Preisrätsel	201
Preisrätsel unserer drei Preisrätsel	202

Rätsel

Scharade 28 / Kreuzworträtsel 28 / Königszug 92 / Poesie und Prosa 96 / Besuchskartenrätsel 132 / Kryptogramm 132 / Arithmogriph 148 / Rätsel 148 / Bilderrätsel 158 Magisches Quadrat 162 / Silberrätsel 162
--

Vier Kunstblätter

Des Lärmers Töchterlein

Nach einem Gemälde von W. Görns

Die Trick-Wasserfälle im amerikanischen Nationalpark
Riesenstatue von Ramses II. auf der Stätte des alten
Memphis

Puente de Inca (Argentinien), eine natürliche Felsbrücke
in den Anden

Wandlung

Erzählung von A. Kett

Fabrikbesitzer Venda schob mit einem Ruck die Füße unter den Schreibtischsessel und beugte sich tiefer über einen Plan, der vor ihm ausgebreitet lag. Das Blut stieg ihm in die Schläfen, die Augen prüften noch einmal da und dort die scharfen, klaren Linien der Zeichnung.

Mit der flachen Hand schlug er auf das Papier, daß der Brieföffner leise klirrte, stand auf, steckte die Hände in die Taschen des Sportjacketts und begann zwischen Schreibtisch und Fenster erregt hin und her zu gehen.

„Ein unglaublicher Könnner, dieser Lidner,“ sprach er vor sich hin. Mit dem Apparat konnte jeder fliegen. Das war eine Maschine, die Aufsehen erregen mußte. Dazu der famose Motor, dies metallene Herz der Maschine, der Venda-Motor, damit war der Sieg sicher! Selbstverständlich nicht von heute auf morgen, und nicht mit einem Schlag. Das würde freilich seine Zeit dauern. Man würde Erfahrungen sammeln müssen; Verbesserungen mußten wohl da und dort noch vorgenommen werden. Denn auch das Beste konnte nie sofort vollkommen sein. Die Konkurrenz würde sich so leicht nicht niederkämpfen lassen. Aber der Erfolg mußte kommen! Das war nur eine Frage der Zeit.

Venda dachte nicht an den finanziellen Gewinn. Er dachte nur an den Sieg, an den offenbaren Fortschritt des technischen Problems. Was war ihm Gold? — Es ging um das Ideal, um den Ruhm.

Er stand vor der Marmorbüste, die aus der Ecke zwischen den hohen Fenstern das Arbeitszimmer be-

herrschte, nickte ihr zu und sagte laut, als spräche er zu einem Lebendigen: „Ja, Alter. Das hast du dir nicht träumen lassen, als du einst mit einem Känzel in Berlin einzogst, abgerissen und hungrig, und hättest dem Meister um den Hals fallen mögen, der dich an eine Drehbank stellte zwei Tage vor dem Heiligen Abend. Dein Verdienst ist's, daß wir heute so stehen. Du hast den Grund gelegt, du hast gesät. Ich, dein Sohn, erntete . . . Dein Sohn?“ — Seine breite Stirn umdüsterte sich, ein Stich ging ihm durchs Herz. Würde es ihm mit dem eigenen Sohn so gut werden? — Würde der auch Neues schaffen, nicht nur einer sein unter vielen, sondern ein wahrhaft Führender? — Die Anlagen dazu fehlten ihm nicht, er war begabt. Aber das Herz, der Sinn, der Wille, das Verständnis dafür, daß die Arbeit der Vorfahren den Nachkommen harte Pflichten und eisernen Zwang auferlegt, daß jeder Stillstand, jedes Nachlassen oder das geringste Herabsteigen von der Höhe Schimpf und Schande auch auf die häuft, die im Grabe ruhen, das alles war nicht so triebkräftig in ihm, als es sein mußte.

Seufzend trat Benda ans Fenster.

Auf den weiten Flächen des Gartens leuchteten die buntfarbig blühenden Rhododendren in den Strahlen der milden Sonne. Durch die lichtgrüne Birkenallee schimmerte in der Ferne die glänzende Fläche eines Sees.

Benda schob das Fenster hoch. Linde Luft strömte herein; blaue Blütendolden der Glyzinen vor dem Fenster bewegten sich leise. Nur einen Augenblick wirkte die Schönheit der Natur ablenkend. Dann gingen die Gedanken weiter. Wie würde es mit dem Sohn werden? — Seit Wochen sinnierte er darüber nach. Oft erwachte er in der Nacht aus unruhigem Schlaf und gab sich dem Kummer hin, der seine Seele quälte. So ging das nicht

weiter. Unerträglich war's. Er mußte wissen, wem er sein Lebenswerk einst in die Hände legte. Er war ja noch rüstig, wenigstens nicht so alt, daß er mit dem Tod hätte rechnen müssen. Den Sohn zum Nachfolger zu bilden, das konnte man nicht bis zum letzten Augenblick ruhen lassen. Jahre waren dazu nötig.

Und wenn es nicht gelang? — Wenn sich in der modernen, skeptischen Art des jungen Menschen der Funke nicht regte? — Wenn das Werk gar in fremde Hände geraten sollte? — Er ballte die Rechte zur Faust. Nein! Sein Sohn durfte in diesem neuzeitlichen Leichtsinne nicht versinken.

In Paris hätte er ihn nicht so lange lassen sollen. Berlin mit seinem giftigen Hauch, der sich auf alles legt und Herz und Seele verdirbt, hatte schon genug an ihm getan. In einen entlegenen Betrieb hätte er ihn stecken sollen, wo er hätte schuftet müssen, daß ihm die Flausen vergangen wären.

Er hatte sich das anders gedacht, hatte gehofft, Friß würde die Augen aufmachen und der Konkurrenz drüben in die Karten sehen. Und was hatte er heimgebracht? — Er schnippte mit den Fingern, daß der Spatz, der sich in den Glyzinen an der Fensterwand hatte niederlassen wollen, entsetzt davonslog. Grimmig dachte er: „Ja, nicht mehr, als die Katze auf dem Schwanz wegträgt.“ Was er sonst noch mitgebracht hatte an allerlei modischem Unsinn, daran wollte er lieber nicht denken. Als er jung war, hatte man auch gelebt! Zum Himmel hinauf hatte es einen gerissen. Sein Sohn schlürfte, was er so Leben nannte, mit gekräuselten Lippen. Und dabei war er ein Kerl wie er, wenn auch noch nicht ganz so breit, dafür aber zwei Köpfe größer. Und der sollte seine beste Zeit verläppern? — Mit heftigem Griff schloß Wenda das

Fenster. Zum Kuckuck noch mal! Dann lieber . . . Er erschrak vor dem Gedanken, der ihm durch den Kopf ging. Schmerzlich seufzend sprach er vor sich hin: „Herrgott, laß das verfluchte Geld ihm nicht zum Verderben werden!“

Die Tür ging.

Benda wandte sich um.

Sein Sohn stand vor ihm, eine Zigarette zwischen den Fingern.

„Du hast befohlen, Papa; es ist fünf Uhr.“

Der Vater schnupperte. „Wirf das Ding weg! Ich kann das fade Zeug nicht ausstehen. Da sind Zigarren.“

Er deutete auf den Schreibtisch.

Der Sohn lächelte und legte die Zigarette in den kristallinen Aschenbecher.

„Du wünschst, Papa?“

„Wir wollen zum Flugplatz.“

„Ich hatte mich eigentlich verabredet.“

Benda zuckte die Schultern.

„Tut mir leid. Die Sache ist wichtig. Unser neuer Motor wird probiert.“

Der Sohn hielt den Daumen gegen das Licht; der Nagel war schlecht poliert. Er ärgerte sich. Leichtthin fragte er: „Der neue Motor? — Muß ich unbedingt dabei sein? Gewiß, wenn du's haben willst, aber ich sehe nicht ein . . .“

Er fuhr mit dem Zeigefinger über den Nagel und war ärgerlich, daß er um den famosen Nachmittag kommen würde.

Der Vater stand vor dem Schreibtisch. Er steckte die Hände in die Hosentaschen. Die großen Augen glänzten.

„Gewiß wünsche ich, daß du dabei bist, wünsche es dringend. Du kannst dich übrigens setzen.“

Fritz ließ sich in einen der Ledersessel fallen, zog das Beinkleid hoch, daß die lilaseidenen Strümpfe über den Halbschuhen sichtbar wurden, und schlug den rechten Fuß über das linke Knie. Er ließ die Fußspitze kreisen, spitzte die Lippen und pffte in Gedanken eine Melodie.

Benda sah ihn an. War der Bengel mit den schlaffen, gelben Wangen sein Sohn, Blut von seinem Blut? — Rot ward ihm vor den Augen. Er packte die Schreibtischkante, daß die breiten starken Nägel knirschten, die dem Sohn so unangenehm waren. Der Vater gab sich einen Ruck und sprach ruhig, ohne harten Klang in der Stimme: „Es ist deine eigene Sache, für die ich arbeite, in deine Hände muß ich einmal alles geben. Ich muß, Fritz! Mein Wille ist es nicht! Es würgt mich, wenn ich daran denke. Ich habe auf die Zeit gehofft, habe mir oft gesagt: Er muß doch endlich ein Mann werden; einmal werden ja wohl all diese weibischen Marotten von ihm abfallen. Das liegt uns doch nicht im Blut. Uns liegt der Trieb zur Arbeit im Blut, arbeiten müssen wir, bis man liegen bleibt.“

Da überwältigte ihn die Erregung. „Zum Donnerwetter, nimm dich zusammen! Wer nicht arbeiten mag, ist ein Lump!“

Fritz zwinkerte ihn unsicher an.

Benda schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Sawohl, ein Lump!“

Er atmete kurz, fuhr mit dem Taschentuch über das rot gewordene Gesicht und trat ans Fenster. Der Sohn nestelte verdrießlich an den breiten Schuhsenkeln. Daß bei dem Alten doch immer der Prolet durchkam. Er faltete die Hände über dem Knie.

„Warum regst du dich eigentlich so auf, Papa? — Du weißt doch, daß ich diese Logik nicht verstehe. Was hat es

für Zweck, zu arbeiten, wenn man ein Vermögen zusammengebracht hat, wie du und dein Vater.“ Er deutete auf die Büste des Großvaters. „Diese rohe Art der Arbeit hat doch nur für gewisse Zeit Sinn. So lange, bis das Kapital da ist, dann kommt die höhere Art der Arbeit, die Erziehung zum Kulturmenschen. Man darf doch nicht in diesen, verzeih, proletenhaften Begriffen vom Leben steckenbleiben. Bei der ersten und zweiten Generation mag das hingehen, aber die dritte muß kultiviert leben. Ich habe andere Pflichten für unseren Namen zu erfüllen als du, ich muß ihm Klang in der Gesellschaft geben. Glanz nach außen, Schliff und Firnis.“

Da fuhr der Alte herum. Zuerst hatte er kaum zugehört. Seine Gedanken waren den Dornenweg gegangen, der sich ihm zu Ende seines Lebens aufgetan hatte. Er ballte die Fäuste, die Augen funkelten, die Spannung der Muskeln löste sich, und er höhnte mit schneidender Verachtung: „Du Narr!“

Der Sohn wollte sagen: „Wozu eine Ausnahme machen? — Die ganze Welt ist ja ein Narrenhaus,“ aber er dachte: „Es hat ja doch keinen Zweck.“ Im Grund fürchtete er den Vater. Wenn er diesen Ton anschlug, war es klüger zu schweigen.

Es klopfte. Ein Diener trat ein, der schon lange vor der Tür gestanden und gehorcht hatte. Er zuckte zwar mit keiner Muskel des beherrschten Gesichtes, aber um die Augen lag es doch wie Bosheit und Genugtuung über das, was er gehört hatte. Wenigstens kam er im rechten Augenblick und machte der unerquicklichen Lage ein Ende. Er stand unter der Türe und meldete: „Das Auto ist vor- gefahren, gnädiger Herr.“

Fritz benutzte die Gelegenheit und verließ hinter dem Diener das Zimmer.

Geheimrat Wenda schloß Lidners Zeichnung und Brief in den eisernen Schrank, in dessen Fächern die wichtigsten Dokumente der Fabrik vor Dieben sicher ruhten, darunter auch alle Blätter von der Hand des Begründers, von den ersten Zeiten an, als Nähmaschinen das einzige Fabrikat gewesen waren. Danach waren Fahrräder, dann Automobile gekommen. Jetzt waren die Flugmaschinen an der Reihe. Man war mit der Zeit gegangen.

Oben in den Zimmern des Sohnes knallte eine Tür. Da schloß Wenda den Schrank, daß es klirrte, und ging mit einem Fluch hinaus.

Der Sohn stand an seinem Fernsprecher: „Vor neun? Ausgeschlossen, Arwed. Mein Vater ist wieder einmal rabiät. Du weißt ja. Völlig weltfremd und kulturfeindlich. Von mir aus könnt ihr einstweilen allein vergnügt sein. Was? — Alle Wetter! Das gibt einen Zur! Also um neun. Auf Wiedersehn!“

Lidner, der erste Ingenieur der Wendawerke, schwenkte seinen Lederhelm in der Linken und hinkte im weiten, bauschigen Fliegeranzug vor dem Schuppen Nummer sechzehn langsam hin und her. Am Giebel stand in gewaltigen Buchstaben, die auf die gekalkten Bretter gemalt waren, der Name seiner Firma.

Weich und warm wehte der Wind durch die Kiefern, die sich seitwärts am Platz, für die Flieger nicht ganz ungefährlich, düster hinzogen, stieß auf das Schuppendach, streifte durch das dürre Gras des Sandbodens und fing sich in den Falten des gelben Fliegeranzugs, der Lidners andere Gebrechen, die hohe Schulter und den hohlen Rücken, verdeckte. Er hob die aufgestülpte Nase gegen den Wind; es war prachtvolles Fliegerwetter. Aber noch brachte niemand eine Maschine heraus; man hatte sich

gestern ein wenig übernommen, hatte einen neuen Höhenrekord mit Passagieren gemacht. Es war ein heißes Ringen gewesen.

Da wurde es rückwärts in der rechten Ecke, neben den Luftschiffhallen, bei der Luftverkehrsgesellschaft lebendig; ein Doppeldecker erhob sich langsam und schwerfällig vom Boden und fuhr in geringer Höhe ein paar Kreise und Achten. Der Motor knatterte. Lidner zog den Kopf zwischen die Schultern und schob die Unterlippe vor.

Nun ging es auch drüben am Wald los. Ein Motor setzte an und wurde wieder still. Das war beim Amateurschuppen; da haperte es mit dem Anlassen meist. Allmählich wurde es überall laut; aus vereinzelt Anlässen wurde ein Knattern, Summen und Surren, gleich dem Brausen und Donnern eines Wasserfalls. Ein Gradedecker schoß empor, eine andere Maschine hob sich über ihn weg, ihm nach die Möwe und dann ein Junkers-Flugzeug. Niedrig über dem Boden zog es dahin, dann stieg es jäh empor. Hinauf — hinauf! Dahin wollten sie alle, kreisten und stiegen Kurve um Kurve, bis das Licht der Sonne, die hinter dem Walde sinkend da stand, ihre Flügel in goldenem Lichte erstrahlen ließ. Ein Doppeldecker flog eine Weile unten im Nebel dahin, der in dünnen Streifen um die Kiefern schwebte und über den dünnen Boden strich.

Lidner war stehengeblieben. Er schätzte, taxierte, kritisierte. Seinen scharfen Augen entging nichts.

Da horchte er auf, wie ein Soldatenpferd die Ohren spitzt beim Klang der Trompete. Durch all das Knattern, nahe und fern in der Luft, drang ein Ton, hell und herausfordernd. Lidners Herz pochte. Das war die Maschine mit dem neuen Motor, dem unerreichten.

Lidner bog sich leicht seitwärts, kniff das rechte Auge

zu, hob den schwarzen Kopf und hinkte vor. Er visierte über den Platz weg. Der Doppeldecker furrte wieder heran, gerade auf ihn zu. Ein Offizier benahm ihm den Ausblick. Endlich schwenkte er, und nun sah Lidner die neue Maschine mit weitgeschwungenen Flügeln frei und stolz die Auffahrt nehmen. Er sah von allen Maschinen nur noch diese, hörte aus allem Lärm nur das helle Knattern ihres Motors. In seinem Gesicht war jede Muskel straff geworden; er folgte den Kurven, dem Steigen mit scharf prüfenden Blicken. Leuchtend, bläulich stand das Weiß der Augäpfel unter den schwarzen Augensternen. Unbeweglich stand er da, nur die Lippen zuckten über den gegeneinander gepreßten Zähnen. Die schwarzen Augen folgten noch immer dem Punkt hoch oben. Jetzt verdeckte ihn eine rötliche Wolke.

Lidner atmete tief auf, sank in sich zusammen und hinkte zurück zum Schuppen. Nun war der Gegner da, mit dem ein Gang sich lohnte. Er war ärgerlich, daß er auf den Chef warten mußte. Er schrie und wirbelte den Helm herum. In dem schwarzen Torloch bewegte es sich. Von Arbeitern gehoben und doch wie von selbst, rückte dort seine Maschine ins Freie; wie ein fabelhafter Urzeitvogel kam es aus der Höhle. Die gelben Flügel zitterten auf dem schwanken Rädergestell, als vibrierten in ihnen die ungeduldigen Nerven eines Vollblüters; vor dem schlanken, spindelförmigen Leib glänzten an der Stelle des Kopfes die roten Flügel des Propellers. Lidner stapfte um den Apparat herum, betrachtete und prüfte alles genau. Dreimal machte er so die Runde.

„Hallo!“ Er warf einem Arbeiter die Kappe zu und prüfte die Spanndrähte. Draht um Draht ließ er in der Hand spielen und hörte ihn ab auf seinen Klang. Alles war so, wie es sein mußte. Er kletterte auf den Tritten

hoch, stieg in den Führersitz. Nur die Schultern und den schwarzen Kopf konnte man sehen. Die Hand am Steuer-
rad, bog er sich vor und zurück, nach rechts und links,
und jede Bewegung brachte Leben in das ausdrucksvolle
Gesicht. Er pfiß. Arbeiter sprangen vor, den Motor an-
zukurbeln. Sie wirbelten den Propeller herum, einmal,
zweimal, bis er mit kurzem Knattern ansprang. Lidner
stoppte ab, ließ wieder ankurbeln und stoppte. Der Motor
war in Ordnung; er lief! Die Wasserwaage, der Geschwin-
digkeits- und Höhenmesser, der Benzinstandanzeiger, die
Ölbüchsen, alles war in Ordnung. Auf seine Leute konnte
er sich verlassen.

Lidner lehnte sich gegen den Rückenriemen und spähte
scharf in die Luft. Die Taube war offenbar noch immer
hinter Wolken.

Ein Hupensignal hinter ihm, am Schuppen. Da wandte
Lidner den Kopf. Der junge Benda stieg aus dem Auto;
der Chef stand noch im Wagen, winkte mit der Hand
und rief: „Na! Lidner, nun wollen wir den Leuten mal
was zeigen!“ Er sprang in den Sand. Im Näherkommen
schnallte er sich die Automobilbrille fester, zog die Sport-
mütze tiefer und knöpfte den Ulster bis zum Halse. Der
Sohn stelzte lässig, mit vorgebeugtem Oberkörper, hinter
ihm her. Die Arbeiter traten zurück und zogen die
Mützen. Sie wußten, der Alte war aus ihren Schichten
hervorgegangen und liebte die Arbeit. Den Sohn be-
trachteten sie spöttisch. Ein Pommer flüsterte dem Neben-
mann ins Ohr: „Da geht de Storch in Salat, averst
upfleigen ward hei nich. De bliwwt likeet in'n Sumpf.“

Der Fabrikbesitzer klopfte den schlanken Rumpf des
Flugzeugs, wie man ein Pferd klopft. Dann kletterte er
gewandt in den Passagiersitz, trotz seiner Jahre und noch
wie ein Junger.

Lidner rief nach seinem Helm. Wenda schnallte sich fest und rief nach hinten: „Ihr neuer Entwurf ist genial! Dabei beteilige ich Sie am Gewinn, Lidner. Donnerwetter! Die Konkurrenz wird Augen machen!“

Einen Augenblick bewegte den Ingenieur die Freude. Aber dann zwang er sich. Ein Flieger durfte nichts haben, was ihn an die Erde band und zur Erde zog. Seele und Leib mußten sich lösen von aller Schwere, mußten nach oben gerissen werden mit Allgewalt.

Wenda gab ein Zeichen. Die Arbeiter teilten sich, je sechs faßten einen Flügel, zwei legten sich an die Räder des Gestells und griffen in die Felgen. Einer riß den Propeller herum.

Lidner stemmte die Füße an und rückte sich zurecht. Der Motor surrte. Wenda schrie: „Sechs Kunden! Achtzig bis hundert Meter!“

Die Maschine zitterte in allen Teilen, hob sich, ächzte, schwankte. Aber noch blieb sie gebändigt, noch mußte sie am Boden haften, bis der Propeller die höchste Kraft erreichte. Plötzlich stieß sie vor, schleifte die Arbeiter mit, riß sich los und schoß über den Boden, hüpfte ein paar mal und war in der Luft.

Ein paar Neugierige hatten sich eingefunden. Ein Leutnant sah dem aufsteigenden Flugzeug nach. Donnerwetter, war das ein Ding!

Die Arbeiter wischten sich die Hände; der junge Wenda steckte sich eine Zigarette an. Der Leutnant kam heran und legte die Finger an die Mütze.

„Gestatten — von Remssen!“

Wenda erwiderte die Förmlichkeit wenig höflich.

Der Offizier schob die Hände in die Manteltaschen, trat auf der Stelle hin und her. Ein kaum bemerkbares Lächeln zuckte um die schmalen Lippen unter dem kleinen,

blonden Schnurrbart; in den blauen Augen leuchtete gutmütig-boshafte Verschmitztheit. Der wollte ihn abfallen lassen. Nee, mein Kerlchen, umsonst war man nicht Husar. Er deutete mit einer Kopfbewegung nach dem Eindecker, der jetzt, den Grade-Flieger überholend, drüben an der Waldecke die erste Kurve nahm. „Der Herr Papa?“

Benda brachte neben der hängenden Zigarette ein widerwilliges „Ja“ hervor.

Der Leutnant salutierte. „Schneidiger alter Herr!“

Also das war der berühmte Fabrikant, Glück mußte man haben.

Der Leutnant blickte zu dem Flugzeug auf, das steil nach oben ging. Donnerwetter, das war doch was anderes als auf irgend einem Gaul, mit dem man schließlich immer am Boden blieb.

Schreck durchzuckte ihn. Der Eindecker fiel plötzlich fast senkrecht; turmtief. Dann steuerte er langsam wieder hoch. Er wandte sich zur Seite. „Was war das?“

„Ein Luftloch.“

Der Leutnant schüttelte sich. Die weiche Luft, die ihm das erregte Gesicht fächelte und kühlte, war also auch ein Dämon, wie jedes Element harmlos und tückisch zugleich. Diese Abgründe da oben, die keiner sehen und fühlen konnte, die bald hier waren, bald dort, diese Schlünde, die sich öffneten, man wußte nicht wo. Aber gerade darum — ein richtiger Mann ließ sich nicht schrecken; dem galt das Leben erst, wenn es auf des Schwertes Schneide stand. Das Herz wurde ihm heiß. Wahrhaftig, diese Flieger — das waren Männer!

Er fragte: „Sind Sie schon mal geflogen, Herr Benda?“ Im nächsten Augenblick aber dachte er: „Wie sollte dieses Herrchen mit den lilaseidenen Strümpfen geflogen sein?“

„Geflogen?“

Der junge Benda wiegte sich auf den Fußspitzen. „Geflogen? — Nein.“ Er lächelte matt. „Der Geist der Erde ist mir näher.“

Der Leutnant hob die Hand.

„Sie kommen 'runter. Dürfte ich bitten, mich Ihrem Herrn Vater vorzustellen? Ich flöge gern einmal mit. Es ist ja doch die Sehnsucht der Menschen gewesen, fliegen zu können.“

Ein Fokker-Apparat brummte vorbei.

Hinter ihm kam die Maschine der Benda-Werke. Sie senkte sich.

Mit abgestelltem Motor ging der Eindecker nieder, schwebte, glitt, setzte sanft im Sande auf, lief, schoß, wippte und blieb zitternd fast auf der gleichen Stelle stehen, von der er aufgestiegen war.

Die Arbeiter sprangen hinzu. Der Propeller machte noch ein paar Schläge und stand still.

Der alte Benda schob die lederne Brille über den Schirmrand der Mütze, arbeitete sich aus dem tiefen Sitz und glitt über die Flügel fort zu Boden.

Lidner blieb sitzen. Er nahm den Topfhelm ab; Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Die Arbeiter wendeten die Maschine zum neuen Aufstieg.

Feiner Nebel zog in halber Manneshöhe über den ganzen Platz.

Der Fokker war auch niedergegangen. Es flog wohl niemand mehr.

Wo war der neue Matador? — Der Flieger suchte ihn. Der Schuppen stand noch offen; schwarz gähnte das weite Tor. Er flog also noch; irgendwo hinter Wolken, die nun grau ausfahen, denn die Sonne war untergegangen.



Aber da oben irgendwo flog der Matador, flog der Rivale. Allein. Keiner war ihm gefolgt; keiner wagte es. Nun kam der Kampf. Der Motor ratterte; die Luft trug gut. Los!

„Lönning!“

Verzehrende Ungeduld klang in der Stimme Lidners; aber keiner merkte es. Keiner wußte, wie es in seiner Brust wogte.

Der Mann, den er gerufen hatte, der tüchtigste von allen Arbeitern im Werk, ahnte es vielleicht.

Er kam heran. Groß, dürr, knochig, verarbeitet, die Wangen eingefallen, die Backenknochen vorstehend, die Stirn schmal, hoch und gewölbt, und in den Augen ein Brennen, ein Glimmen, von Verbitterung, von Gram vielleicht — man konnte nicht sagen wovon. Der Mann streifte die Ärmel über die braunen Arme. Er sprach nicht; er klopfte und prüfte und trat schweigend ab.

Wieder griffen die Arbeiter in die Räder, faßten die Flügel; der Propeller surrte.

Der Fabrikbesitzer orientierte den Husarenleutnant.

„Tausend Umdrehungen. Einhundertzwanzig Kilometer in der Stunde.“

Dürre Halme, Sand, Papierfetzen wirbelten in der Luft umher. Die höchste Geschwindigkeit war erreicht; die Maschine sauste hin.

„Glück auf!“ schrie der alte Wenda. Dann sagte er zu dem Offizier: „Der Abstieg ist immer am gefährlichsten. Hält der Motor aus, kann in der Luft nichts passieren. Und unser Motor hält aus. Und meinem Lidner“ — er hob die Rechte in Augenhöhe und sah, die Stirn gerunzelt und gesenkt, darüber hinweg dem andern in die Augen — „meinem Lidner können Sie sich ruhig anvertrauen; da riskieren Sie weniger als auf dem Kennplatz.“

Er schaute empor in die Luft, streckte begeistert den Arm nach oben und rief: „Sehen Sie! Sehen Sie! Alle Wetter, geht der ins Zeug! Wie er klimmt! Wie die Flügel liegen!“

Er wandte den Kopf ein wenig nach links. „Fritz, so was haben wir von Lidner noch nicht gesehen! Das geht über alles!“

Der Sohn stapfte ärgerlich umher. Nun schaute er hinauf. Dieser Ingenieur wollte sich noch eine Glanznummer leisten. Jetzt, wo es Abend war und alle abgestoppt hatten. Mochte er da oben übernachten.

Die Arbeiter standen da und ließen keinen Blick von dem Flieger. Lönning hockte auf einer Barriere; er rührte sich nicht. Seine Augen brannten; das Herz klopfte ihm bis zum Hals. Da oben war Freiheit. Die Erde war vergeben, aber da oben war noch Raum. Da fragte man nicht nach Rang und Stand; da war nicht Schranke noch Gesetz. Dieses Reich war keinem verschlossen als dem Feigen.

Rings am Rand des Flugplatzes standen die Flieger in Gruppen neben den ruhenden Maschinen. Alle folgten mit Augen und Gedanken dem steigenden Flugzeug, das aufs Ganze ging, und zitterten.

Aber Lidner war der Erde, aller Furcht und Schwere entrückt. Unter ihm lag der Platz grau wie ein Stückchen Packpapier, die Schuppen, die Tribünen, die Luftschiffhallen waren Pünktchen, Bauklötzchen, Streichhölzer. Blau dämmerte der Wald. Nach unten zu wuchs die Dämmerung. Oben war es noch Licht; kein Laut drang von unten herauf. Der Motor klang und donnerte in die schweigende Einsamkeit gewaltig und betäubend.

Immer tiefer sank der Horizont. Nordwärts in röthlichem Dunst brodelte Berlin. Da und dort flammte ein

Licht, an der Bahn, in den Dörfern ringsum, wie am Himmel Sterne aufgehen, und der Nebel über der Spree gleich der Milchstraße. Und wie der Flieger sich in die Luft schraubte, drehte sich unten ihm die Erde entgegen; unter ihm war ein rastloses Wandern, Kommen und Gehen, Lufttauchen und Entschwinden.

Ein Rausch der Kraft, der Macht, der Freiheit war über ihn gekommen, wie immer und jedesmal stärker, wenn er so in die Höhe stürmte, wenn der Motor raste und die Luft ihn hob und wiegte und warf und seine Hand am Steuer lag, die wilde Gewalt zu bändigen und zu lenken und das ungewisse, unberechenbare, trügerische Element zu zwingen, zu überlisten. Dann brach die Lebensenergie, die Freude an der titanenhaften Kunst mächtig hervor, daß er in das Sausen der Propeller ein Fauchzen schrie, als sollte ihm die Brust zerspringen. Das war Glück! Genugtuung! Vergeltung! Der als Knabe den Kameraden zum Gespött gewesen war, wenn er den Schulweg entlang hinkte, der von ihren Spielen, ihren Leibesübungen ausgeschlossen war, der im Winkel sitzen mußte, wenn andere sich frei in Licht und Sonne tummelten — jetzt flog er über alle dahin, ließ sie alle in Tiefe und Dunkel und schwebte den Sternen zu.

Aber noch hing grau und schwer die Wolke über ihm. Kälte ging von ihr aus und blies schneidend in die Tiefe. Was war das? — Er horchte, neigte den Kopf, vorwärts und zur Seite. Ein anderer Motor knatterte. Über ihm! Er schob den Unterkiefer vor; heiß fuhr es ihm durch die Glieder. Die Hand legte sich schwerer ans Steuer. War das der andere, der durch die Wolke zur Erde strebte? — War er zu spät gekommen? — Übersteigen hatte er ihn wollen wie der Falke den Reiher. Und jetzt? — Die sechs Kunden mit dem Chef waren verlorene Zeit, die brachten

ihn um den Sieg. Aber nur heute! Aufgeschoben. Nicht aufgehoben.

Lidner hielt die Höhe und zog vorsichtig Kreis um Kreis, dem niedergehenden Fahrzeug die Flugbahn nicht zu kreuzen. Sonst ging es hinunter in die finstere Tiefe, und Sieger über beide blieb der Tod.

Aber das Anattern über ihm nahm nicht zu und nicht ab, donnerte mit ihm dahin, blieb immer hörbar. Da atmete er die schneidende Luft tief in die Lungen. Er hatte sich getäuscht. Es war kein zweiter Motor über ihm, es war der Widerhall, der von der Wolke kam.

Wieder stieg er, steiler und schneller. Jetzt nahm der Nebel ihn auf, wallte und wogte um ihn ein Streifen und Schwaden, schlug unter ihm zusammen, eine Wüste ohne Maß für das Auge, ohne Anfang, ohne Ende.

Der alte Wenda ließ das Prismenfernglas sinken. „Ich sehe ihn nicht mehr.“

Aber er schaute doch weiter in die Höhe, wie gebannt.

Und so standen alle, atmeten schwer, und keiner sprach ein Wort.

Wer von den beiden würde als Sieger zurückkehren?

Wer? — Lidner keuchte. Die Abspannung der Nerven mußte sich Luft machen. Sein Atem gefror und fiel als Reif in die hauschigen Falten des gelben Anzugs, daß er weiß ward. Schweiß rann ihm am Rückgrat entlang, und doch schlugen seine Zähne vor Frost widereinander. Ihm war, als bliese eisiger Atem ihm ins Gesicht, als packe ihn etwas von hinten, das ihn zur Tiefe zu reißen drohte. Mit dem kühnen Gegner wollte er ringen, und hinter ihm saß ein stärkerer, saß die Furcht und das Grauen, das er nicht Herr werden lassen durfte über sich. Immer mühsamer arbeitete die Maschine. Schnee umwirbelte ihn. Es heulte in den Drähten, über ihm, unter ihm; der

Motor donnerte, und in seinen Ohren fauste das Blut. Die Schläfen hämmerten; die Adern schwellen dick an Hals und Stirn; in den Augen stach es wie mit Nadeln. Schmelzwasser rieselte über die Brillengläser; er sah nichts. Es war, als risse ein fürchterlicher Strudel ihn im Kreis herum. Nur eine Empfindung gab ihm die Gewißheit der Leiblichkeit; seine Hände zuckten nicht. Er saß am Steuer wie aus Eisen, als wäre er selber ein Teil der Maschine. Wie der Motor, so arbeitete in ihm das Herz.

Ein Ruck, ein Stampfen, ein Rollen, wie wenn ein Schiff überholt; Sturmwind faßte ihn, stieß ihn in die Tiefe, blies ihn nach oben. Unter ihm brodelte Schnee wie kochende Milch, weiß, wallend, schäumend. Licht kam von oben. Ein Riß in den Wolken. Ein blauer Schimmer drang durch das trübe Glas in seine Augen. Opalener Nebel. Flatternd ballten sich die Schwaden. „Durch!“ Er schrie, er jauchzte. Helle, Licht, Glanz! Nun stieß er in den tiefen, reinen Himmel. Am Horizont stand groß rot und strahlenlos der Sonnenball und färbte die Tropfen, die von den Flügeln der Maschine fielen, wie Blut.

In der Höhe zog der Gegner.

Lidner fuhr mit dem Handballen über die Brille. Nun sah er ihn, wie er über dem weiten, wogenden Nebelmeer Kreise zog, die Unterseite seiner Flügel glühte von der Sonne bestrahlt düster rot. Der Himmel stand klar und hoch wie eine Kuppel von Türkis. Das Nebelmeer unter ihm lohete wie Feuer.

Lidner sah das wundervolle Farbenspiel nicht; wollte es nicht sehen. Noch nicht! Noch durfte er nicht darauf achten. Noch ratterte der Motor des andern über ihm, forderte ihn zum Kampf.

Hinauf!

Er stieg in weit ausladenden Kreisen; der Gegner sollte ihm die tragenden Schichten nicht stören.

Er maß und rechnete.

Noch eine Runde! Dann war er mit dem Gegner in einer Bahn.

Nun stieß er empor! Bald stand er über ihm.

Alle Muskeln bebten vor Spannung. Sieg!

Da packte es ihn an der Kehle; wie eine Faust griff es ihm ins Genick: Eisen und Eis. Schauer jagten durch seine Glieder. Die Maschine neigte sich einmal rechts, einmal links, der Motor schwieg, die Propeller flatterten, und dann schoß er hinunter. Noch einmal sah er die blutrote Sonne. Das Meer unter ihm hatte ihn verschlungen.

Der alte Benda sah nach der Uhr. Unbehagen bedrückte ihm das Herz. Bei einer ersten Fahrt sollte man keine Parforceleistung erzwingen. Aber er wußte, wie Lidner geartet war. Es würde ihm schließlich wohl gelingen.

Der Sohn sagte zu dem Leutnant: „Ich glaube, wir fahren weg. Der will offenbar da oben übernachten.“

Die Arbeiter drängten sich aneinander. Einer hob den Arm, deutete auf einen Punkt unter den Wolken.

Der alte Benda schaute durch das Fernglas. Die Maschine taumelte durch das Gesichtsfeld, die Hand zitterte ihm; die Lippen wurden blaß. Er wandte sich um und schluckte.

Der Leutnant fragte: „Was ist?“

Benda hob hilflos die Schulter. Die Arbeiter schrien, daß es über den Platz gellte: „Er stürzt.“

Hinten am Wald in der Nordwestecke schlug er auf.

Ein paar hundert Meter über dem Boden hatte er die Maschine noch einmal in seine Gewalt bekommen. In

Wellenlinien war er niedergegangen. Beim Landen hatte er sich überschlagen.

Diesseits und jenseits liefen Menschen von den Schuppen weg und rannten zur Unglücksstätte.

Die Arbeiter standen wie gelähmt. Lönning sprang von der Barriere und schrie: „Der fliegt nie mehr!“

Benda winkte dem Chauffeur. Der Sohn wandte sich zu dem Leutnant, der vor Entsetzen grau im Gesicht geworden war, und deutete mit der Hand nach dem Wald.

„Was habe ich Ihnen gesagt? — Man hat nur ein Leben zu verlieren.“

Der Vater rief ihn zu sich ins Auto und bat den Leutnant, auf der Unfallstation Meldung zu machen.

Als sie über das Feld dahinsauften, packte er mit festem Griff Fritz am Arm und sah ihm hart und streng gebieterisch in die Augen. „Das müssen wir sühnen! Du und ich!“

Der Sohn schwieg.

Lidner lag etwa zehn Meter weit von dem zerschmetterten Aeroplan auf dem Rücken im feuchten Gras. Aus den Mundwinkeln floß ein wenig hellrotes Blut.

Der alte Benda kniete nieder und legte das Ohr an seine Brust. Das Herz schlug noch, wenn auch schwach. Er wischte ihm das Blut von den Lippen. Dann hob er ihn mit Hilfe des Chauffeurs in den Wagen, setzte sich neben ihn und nahm ihn in den Arm. Fritz stützte den Körper von der anderen Seite.

Langsam fuhren sie zurück, zur Unfallstation neben den Tribünen. Arbeiter und Flieger standen schweigend rechts und links und zogen die Mützen; blaß und ernst. Wieder hatte es einen getroffen; wieder war einer aus

ihren Reihen aus der Luft geholt worden wie ein Vogel. Wen traf es nach ihm am nächsten Mal?

Auf der Station war alles vorbereitet.

Lidner lag auf dem Operationstisch.

Das elektrische Deckenlicht fiel grell und schattenlos auf sein bleiches Gesicht; die geschlossenen Augenlider schimmerten bläulich. Der Arzt schnitt ihm die Kleider vom Leib, fühlte, klopfte, horchte.

Er trat zurück, schob mit dem Fuß ein Stück des gelben Fliegeranzuges weg und ließ sich die Morphiumspritze reichen. Er biß die Zähne aufeinander; es war kein leichter Dienst auf diesem Posten. Am Morgen flog so ein junger, prächtiger Kerl nach oben, und am Abend lag er da mit zerschmetterten Gliedern. Er deutete auf Lidner. „In dieser Woche der dritte. Es ist ein Jammer.“

Er prüfte die Nadelspitze mit dem Daumennagel und tauchte sie in das braune Fläschchen auf dem Instrumententischchen. Das stillte allen Schmerz. Ein leises Klirren auf der Glasplatte, das schwere Atmen der Männer; sonst kein Laut.

Da schlug Lidner die Augen auf, langsam, müde, wie aus tiefem Schlaf, wirr und verschleiert. Er erkannte den Chef, machte eine zuckende Bewegung mit der rechten Hand nach ihm hin.

Der Arzt gab Benda ein Zeichen. Der trat heran, faßte die Hand, und während ihm die Tränen übers Gesicht rannen, sagte er: „Ein anderer wird Ihnen lohnen, was ich nicht mehr lohnen kann. Ihr Andenken soll mir teuer sein wie das eines Sohnes.“

Fritz, der hinter ihm stand, biß sich auf die Lippen.

Dann sprach der alte Benda: „Vielleicht haben Sie noch etwas zu ordnen. Ich habe zur nächsten Kirche . . .“

Er konnte nicht mehr reden.

Der Ingenieur bewegte lächelnd die Lippen. „Danke! Ich war immer bereit, wenn ich auf den Flugplatz kam.“ Die Worte hörte man kaum; das Sprechen wurde ihm sichtlich schwer. Die nackte Brust hob sich; der Atem pfliff. Dann brachte er doch heraus: „Opfer müssen gebracht werden.“

Die Lider fielen zu; die Nasenflügel sanken ein. Blut stieß über die Lippen. Ein Röcheln; ein Hauch. Ein Schrei: „Die Sonne!“

Er streckte sich und atmete zum letztenmal.

Als der Geistliche ankam, stand er vor einem Toten.

Der alte Benda stand am Fenster und sah in die Abenddämmerung über dem Platz. Ein Pilot kam in weiten Schraubensflügen nieder und tauchte mit den weißen Flügeln in den Abendnebel.

Der Sohn ging hinaus.

Der Leutnant stand zu den Füßen des Entseelten; die Hände gefaltet, sah er dem Toten ins Gesicht. Der Mann, der da lag, von dem konnte man lernen. Das war einer, der sein Leben an eine große Aufgabe gesetzt hatte. Heldentum — das war des Lebens wahrer Sinn. Das allein war eines Mannes wert.

Der alte Benda kam zu ihm und gab ihm die Hand. „Ich stehe Ihnen gern zu Diensten. Aber Sie sehen, es geht wie auf einem Schlachtfeld.“

Der junge Offizier sah ihn entschlossen an: „Dem Mutigen gehört der Sieg.“

Draußen standen die Arbeiter. Der alte Benda winkte ihnen; sie sollten hineingehen. Es war immer so gewesen; was ihn und die Fabrik traf, trugen sie mit.

Die FüÙe waren ihm schwer, als Benda zu dem Sohn ins Auto stieg. Jetzt war ihm erst ganz bewußt, was geschehen war. Das war ein schlimmer, furchtbarer Tag, der schwärzeste, der ihn bisher getroffen. Wie sollte das künftig werden? — Wo fand er einen Mann, der auch nur annähernd das leisten würde wie Lidner? — Wer würde so sein Leben in die Schanze schlagen? — Er ging die Reihe der Angestellten durch, erwog die Möglichkeiten für die Zukunft. An seinen Sohn dachte er keinen Augenblick.

Der hatte sich in die Ecke gelehnt, die Mütze tief in den Augen, die Hände in den Ärmeln des Ulsters ineinandergeschoben. Er sprach kein Wort.

Nun fuhren sie die Linden entlang. Vor einem großen Hotel hielt ein Auto. Der Portier öffnete den Schlag. Der junge Benda schaute flüchtig hinüber; er sah seinen Freund und neben ihm groß und schlank eine Dame vor dem strahlenden Licht des Eingangs.

Fritz Benda empfand den Anblick wie einen Schlag; er wandte sich ab. Er hätte ausspucken mögen. Was war mit ihm geschehen?

Sie fuhren durch das Brandenburger Tor. Von den Wasserkünsten am Eingang der Charlottenburger Chaussee wehte es feucht und kühl. Die doppelte, funkelnde Reihe der elektrischen Laternen öffnete sich; Brunnen rauschten, und aus dem Dunkel des Tiergartens klang helles Lachen.

Fritz atmete tief.

Neben ihm sagte der Vater, mehr zu sich selber als zu dem Sohn: „Wir werden Lidner in unserer Halle aufbahren. Sein letzter Weg muß von unserem Haus aus gehen. Er gehörte zu mir, wie ein Stück meines Wesens. Ich werde ihn nie vergessen.“

In sich versunken hörte Fritz Kidners Worte: „Opfer müssen gebracht werden.“ Vor seinen Augen sah er den Sterbenden. Und da geschah es, daß ihn ein Ekel erfaßte vor seinem bisherigen Leben und vor sich selber. Er tastete nach der Hand neben ihm und fragte: „Kannst du mich brauchen, Vater?“

Betroffen schrak der Alte auf und hielt die Hand des Sohnes fest.

Scharade

Mein Erstes deutet immer an,
daß später erst geschehen kann,
wenn vorher was geschehen ist —
kurzum, es weist auf eine Frist.

Beim Zweiten gibt es immer Geld,
ob man bezahlt, ob man erhält.
Doch schreibt man groß den ersten Laut,
man eine Gaststätte erschaut.

Das Ganze ist dir immer nah,
auch im Theater ist es da,
im Schiff und auf der Eisenbahn
ist es, sei Frau es oder Mann.

1		11		⊗	2	12		13
	⊗		⊗	⊗	⊗		⊗	
3			14	⊗	4			
	⊗	5					⊗	
⊗	⊗	⊗		⊗		⊗	⊗	⊗
15	⊗	6				16	⊗	17
7				⊗	8			
	⊗		⊗	⊗	⊗		⊗	
9				⊗	10			

Kreuzworträtsel

Die Wörter bedeuten in den wagrechten Reihen: 1. Jahreszeit, 2. Verwandtschaftsgrad, 3. eine Blume, 4. wechselnden Zeitgeschmack, 5. infektiöse Flüssigkeit, 6. Andachtsübung, 7. englischen Fluß, 8. Gewächs, 9. Haushaltungsortikel, 10. Pflanzengattung; in den senkrechten Reihen: 1. englischen Titel, 4. Maß, 6. Volkstamm, 11. Körperteil, 12. Gott der Liebe, 13. Tier, 14. Metall, 15. männlichen Vornamen, 16. portugiesischen Fluß, 17. Nahrungsmittel.

Auflösungen folgen am Schluß des ersten Bandes im nächsten Jahrgang

Wolf Wendelgards Erbe

Roman von Lothar Brenkendorf (Schluß)

„Liebe Sigrid!

Verzeihen Sie mir, daß ich Berlin ohne Abschied von Ihnen verließ. Ich befand mich in einer Gemütsverfassung, die es mir unmöglich machte, mich einer so lieben Freundin gegenüber auszusprechen. Vor allem deshalb, weil ich mit mir über meine nächsten Entschlüsse noch nicht im klaren war und einige Tage ruhiger Überlegung brauchte, um über mein künftiges Leben zu bestimmen. Nun aber glaube ich nach schweren Kämpfen den richtigen Weg gefunden zu haben, und Sie sind die erste, der ich mich anvertraue. Ich rede zu Ihnen wie zu einer Schwester, denn ich habe Sie während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft von Herzen lieb gewonnen. Ihr klarer Verstand und Ihre unbestechliche Aufrichtigkeit läßt mich hoffen, daß Sie Verständnis für meine Handlungsweise haben und sie nicht mißdeuten werden. Sie mögen mich bedauern, da ich die schönsten Hoffnungen meines Lebens zu Grabe tragen muß, aber Sie dürfen mich nicht verurteilen, denn es ist nicht Selbstsucht und nicht sträflicher Wankelmut, was mich bestimmt. Ich werde also nicht mehr nach Berlin zurückkehren, sondern meine Studien an einer anderen Universität vollenden. Meine zurückgebliebenen Effekten lasse ich mir in den nächsten Tagen hierher nachsenden, und meinen Berliner Freunden — ich verstehe darunter außer Ihnen vor allem Klaus Bernward — sage ich hiermit ein herzliches Lebewohl. Die Erklärung für diesen Schritt haben Sie bereits erraten. Ich löse meine Verlobung

und bin feige genug, mich durch die Flucht wenigstens körperlich all dem Schweren und Traurigen zu entziehen, was damit für mich verbunden ist. Denn es wird mir wahrlich nicht leicht, auf alles zu verzichten, was mir bis dahin der Inhalt meines Lebens gewesen ist. Nur die Erkenntnis, daß ich meinem Verlobten das Opfer schuldig bin, gibt mir die Kraft, es zu bringen. Ich war in einem verhängnisvollen Irrtum, als ich glaubte, daß Thomas Bernward meine Liebe so erwidere, wie es für den Lebensbund zweier Herzen erforderlich ist. Ich konnte ihm wohl nicht geben, was er von mir erwartete. Mein Temperament ist zu verschieden von dem seinigen. Er sucht den Genuß des Daseins in Zerstreuungen und Freuden, die mich nicht ausfüllen können, und was mir heilig und teuer ist, erscheint ihm gering. Ich mache ihm keinen Vorwurf daraus, und ich verstehe es vollkommen, daß er meine Zurückhaltung als Kälte und Schwerfälligkeit empfindet. Ich begreife es auch, daß andere Frauen ihm reizvoller erscheinen als ich, und ich bin ihm dankbar dafür, daß er mich trotzdem immer rücksichtsvoll und mit Freundlichkeit behandelt hat. Aber ich schätze meine Liebe zu hoch ein, als daß ich mir daran genügen lassen könnte. Ich würde mit Freuden alles für ihn getan haben, um ihm das Leben heiter und sonnig zu machen, und nur das Bewußtsein, daß ihm dies das Entscheidende ist — daß er nicht die Tiefe meiner Zuneigung sieht, sondern nur das gefällige Bestreben, auf seine Wünsche einzugehen, macht mich irre an der Möglichkeit eines dauernden Glückes für ihn wie für mich selbst. Vielleicht würde ich den Zweifel noch länger ertragen haben, vielleicht hätte ich mich noch länger in der Hoffnung gewiegt, daß alles sich ändern würde, denn ein liebendes Weib gibt sich darin ja so gerne törichtem Selbsttäuschungen hin.

Aber das Geschick wollte es, daß ich in seinem Bruder immer das Bild des Mannes vor mir hatte, der einer Frau alles zu geben vermag, was ihm versagt ist. Sie werden mich nicht mißverstehen. Ich habe für Klaus Bernward nie Liebe empfunden. Er ist mir ein wahrer Freund gewesen seit dem ersten Augenblick. Er hat sich immer bemüht, mich zu verstehen, und seine warme Teilnahme war mir ein Trost in mancher schweren Stunde der Sorge und Ungewißheit. Sie kennen ihn und haben den Einfluß seiner edlen Männlichkeit zur Genüge an sich selbst empfunden, so daß ich es mir ersparen kann, noch irgend etwas zu seinem Lobe zu sagen. Darum fällt es mir nicht leicht, mich so von ihm trennen zu müssen, und die Vorstellung bedrückt mich, daß er für Treulosigkeit halten könnte, was doch in Wahrheit nur höchste Treue ist gegen das Versprechen, das ich seinem Bruder gegeben. Ich wollte ihn glücklich machen, und ich trete zurück in dem Augenblick, wo ich dazu nicht mehr die Kraft in mir fühle. Wollen Sie versuchen, liebste Sigrid, das Klaus klarzumachen? Ich habe es ihm schreiben wollen, aber ich zerriß den Brief wieder, weil ich die richtigen Worte nicht fand. Es ist so schwer, Worte zu finden für das, was ich empfinde. Ihnen aber kann ich es getrost anvertrauen, meine Sache bei ihm zu führen. Ich weiß, wieviel er von Ihnen hält und welche hohe Meinung er von Ihrer Wahrhaftigkeit hat. Aus Ihrem Munde wird es ihm glaubhaft erscheinen, daß ich nicht anders handeln konnte, und wenn Sie für mich bitten, wird er mir vergeben. Von Thomas fürchte ich nicht, daß er mir ernstlich und lange zürnt. Sein Verhalten während der letzten Zeit läßt mich annehmen, daß er sich bald damit abgefunden haben wird, mich zu verlieren.

Sind Sie mir nicht böse, daß ich Ihnen mit meinen Angelegenheiten lästig falle, und geben Sie recht bald ein Lebenszeichen Ihrer getreuen Balli Sebald."

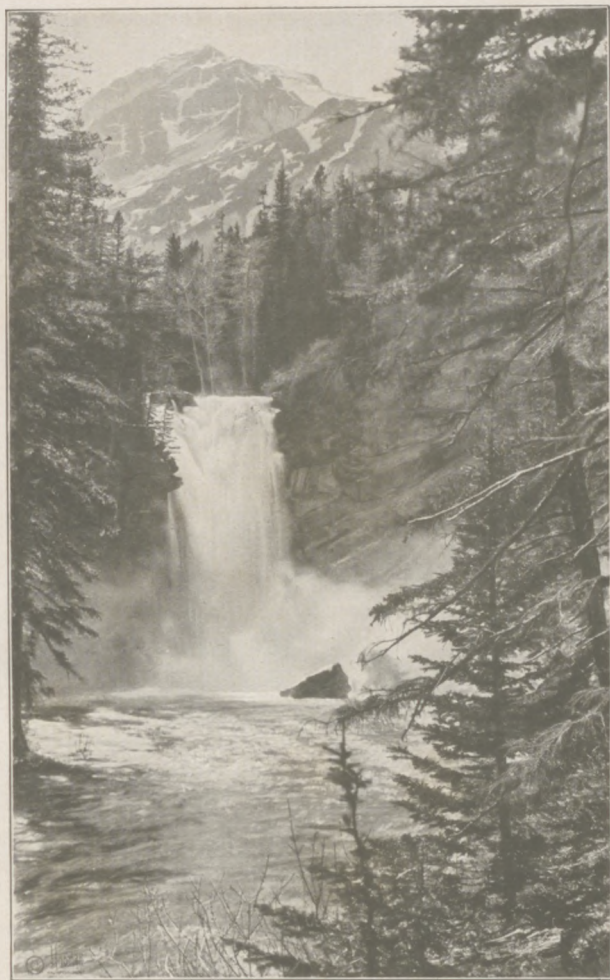
In wachsender Erregung hatte Sigrid den Brief gelesen. Die Mitteilung traf sie unerwartet und schmerzlich. Daß ihr die kaum gewonnene Freundin auf solche Art genommen werden sollte, betäubte sie tief, und es schien ihr fast undenkbar, daß dies wirklich das Ende sein sollte. Es gab doch vielleicht noch eine Möglichkeit, alles wieder ins rechte Geleise zu bringen. Aber nur einer war dazu imstande: Klaus Bernward. Sie hätte ihre Mutter um Rat gefragt, was sie tun sollte. Aber Frau von Alwar war ausgegangen, und sie durfte doch nicht zögern, etwas zu unternehmen. Diese Angelegenheit schien ihr von so ungeheurer Wichtigkeit, daß sie meinte, jede Verzögerung könnte das größte Unheil anrichten, und daß sie nur ein paar Minuten brauchte, um einen Entschluß zu fassen. Sie steckte den Brief zu sich und begab sich, so wie sie war, sofort zu Klaus Bernward. Das Zimmermädchen mußte sie bei ihm anmelden, und sie war froh, daß er zu Hause war. Zwar merkte sie wohl, wie sehr ihr Besuch ihn überraschte, aber es war ja jetzt ganz gleichgültig, was er von ihr dachte.

"Ich mußte Sie durchaus auf der Stelle sprechen, Herr Bernward! Ich habe einen schrecklichen Brief erhalten. Wenn Sie nicht helfen, gibt es ein Unglück."

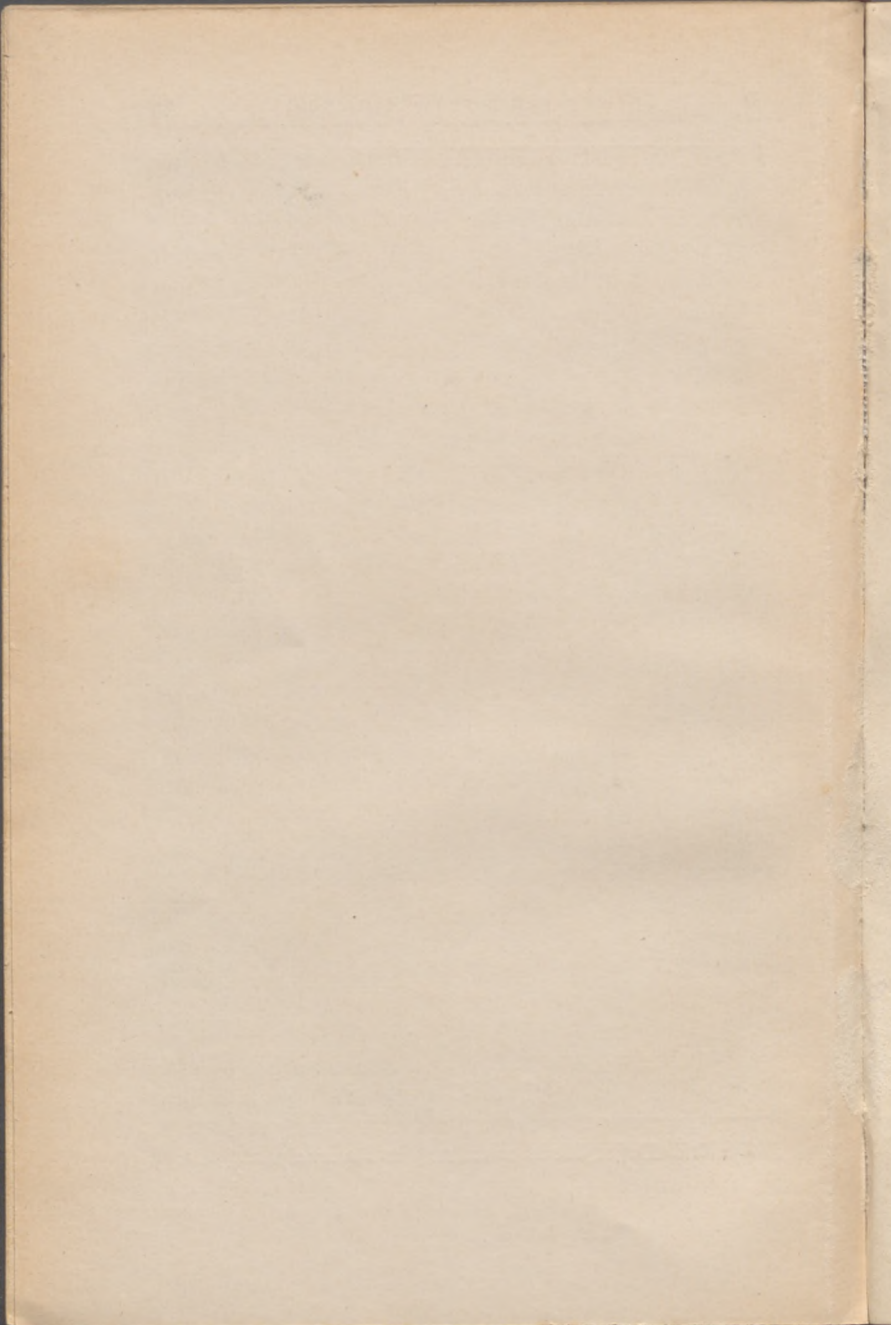
"Das verhüte der Himmel. Von wem ist denn der Brief — doch nicht von Herrn von Wendelgard?"

"Nein. Von Balli. Aber am besten ist es, Sie lesen ihn selbst."

Sie dachte in diesem Augenblick nicht an das, was die Freundin von Klaus geschrieben hatte, und daß es ihr wahrscheinlich unerwünscht sein würde, wenn Klaus es



Die Trick-Wasserfälle im amerikanischen Nationalpark. (Peterffy.)



las. Es war ja doch auch für sie fast unmöglich, den ihr erteilten Auftrag auf andere Weise auszuführen. Gewiß würde sie sich dabei überaus ungeschickt angestellt haben, und vielleicht hätte sie alles verdorben. So reichte sie ihm das Blatt und erwartete in höchster Spannung, was er sagen würde.

Klaus Bernward las, und seine sonst so klare Stirn zog sich in Falten. Als er zu Ende war, erhob er die Augen mit einem so traurigen Blick, daß es Sigrid in die Seele schnitt.

„Das ist allerdings eine schlimme Botschaft. Und ein großes Unglück für meinen Bruder.“

„Aber Sie glauben doch nicht, daß es Wallis unabänderlicher Wille ist? Wenn Sie ihr zureden, wird sie gewiß wieder anderen Sinnes werden.“

„Ich weiß nicht, ob ich ihr zureden darf. Denn sie hat leider recht.“

„Sie liebt aber doch Ihren Bruder. Aus jeder Zeile des Briefes geht es klar hervor. Und wenn man jemand liebt, gibt man ihn nicht so ohne weiteres auf.“

„Sie zweifelt an der Aufrichtigkeit und Tiefe seiner Gegenliebe. Das ist Grund genug, ein Verlöbniß zu lösen.“

„Wenn sie dessen gewiß wäre — vielleicht. Aber Herr Bernward hat noch nicht bewiesen, daß er sie nicht liebt. Es sind alles nur Vermutungen. Er wird außer sich sein, wenn er erfährt, daß sie ihn in solchem Verdacht hat. Und er wird Himmel und Erde in Bewegung setzen, sie sich zurückzugewinnen.“

„Und wenn er es nicht täte?“

„Nein, das kann nicht sein! Das ist unmöglich! Ein so liebes, prächtiges Geschöpf wie Walli! Jeder Mann müßte dem Himmel dafür dankbar sein, daß er es ihm beschieden hat.“

„Das meine ich auch, Fräulein Sigrid. Und eben deshalb bin ich ungewiß, ob ich etwas tun darf, das gelöste Band neu zu knüpfen. Walli verdient etwas Besseres als halbe Zuneigung. Sie hat Anspruch auf einen Mann, der sich ihr mit ganzer Seele zu eigen gibt.“

„Und sie soll sich nun vielleicht in dem Kummer über ihre zerstörten Hoffnungen verzehren? Sprechen Sie doch wenigstens erst mit Ihrem Bruder. Machen Sie ihm klar, was er im Begriff ist zu verlieren.“

„Gewiß werde ich mit ihm sprechen. Doch ich fürchte fast, daß er nicht imstande ist, mir die Antwort zu geben, die mich befriedigt. Muß er sich aber mit einer halben Versicherung begnügen, oder merke ich etwa gar, daß ihn eine Art von Mitleid mit Walli bestimmt, von neuem um sie zu werben, so werde ich nichts tun, ihren Sinn zu ändern.“

Tränen standen in Sigrids Augen. Daß er so teilnahmslos für das Schicksal ihrer Freundin sein würde, hatte sie nicht erwartet.

„Daß gerade Sie so sprechen können! Und ich hatte all meine Hoffnung auf Sie gesetzt.“

„Ich müßte mir selber untreu werden, Fräulein Sigrid, wenn ich anders reden und handeln sollte. Die Liebe zwischen Mann und Weib ist für mich das Höchste und Heiligste, das es gibt. Nichts auf Erden ist ihr gleich an Köstlichkeit. Und darum kenne ich keine schlimmere Verfündigung als den Verrat an ihr. Wer Mißbrauch treibt mit dem edelsten und reinsten aller Gefühle, der macht sich eines Verbrechens schuldig.“

Sigrid ließ den Kopf sinken. Sie wußte ihm nichts mehr zu antworten, aber das Herz war ihr weit geworden bis zum Zerspringen, und eine Beklommenheit, die zu=

gleich ein unfägliches Glücksgefühl in sich schloß, raubte ihr den Atem.

Weich legte Klaus Bernward seine Rechte auf ihre im Schoß gefalteten Hände, und mit gedämpfter, inniger Stimme sagte er: „Fragen Sie doch Ihr eigenes Herz! Könnten Sie einen Mann lieben, dem Sie nicht alles wären? Dem Sie sich nicht geben könnten mit jeder Faser Ihrer Seele? Und würden Sie es ertragen, daß Sie ihm nur ein Spielzeug wären oder eine flüchtige Zerstreuung?“

Sie bewegte den Kopf verneinend, ohne zu ihm aufzublicken. Aber von seiner Hand ging eine Wärme aus, die ihren Körper durchrieselte. Bis in alle Ewigkeit hätte sie so sitzen mögen, dem Wohl laut seiner Worte lauschend und mit ihrem ganzen Sein aufgehend im zauberhaften Bann seiner Nähe.

„Sie sagen, mein Bruder habe noch nicht bewiesen, daß es die große und wahre Liebe nicht ist, die er für Walli fühlt. Bedarf es denn eines solchen Beweises? Fühlen wir das nicht in unserm tiefsten Innern? Kann uns irgend ein Wort oder eine Versicherung darüber täuschen? Der Funke, der von Herz zu Herzen geht, lügt nicht, wie Menschenzungen lügen können — ein Blick sagt uns mehr als tausend Schwüre —“

Welche übernatürliche Gewalt war es, die Sigrid gerade in diesem Augenblick zwang, ihre Augen zu seinem Gesicht zu erheben? Ihr Blick begegnete dem seinen, und er verstummte, während sich heiße Röthe auch über sein Gesicht breitete.

Sekundenlang saßen sie einander wortlos gegenüber, aber ihre Hände hatten sich ineinander gefunden und hielten sich mit festem Druck umschlossen.

„Sigrid!“ sagte er endlich leise. „Liebe Sigrid!“
Da sprang sie in höchster Verwirrung auf.

„Verzeihen Sie mir,“ stammelte sie. „Ich — ich weiß ja nicht, was ich tue.“

Glücklich lächelte er sie an.

„Ich glaube, wir haben uns verstanden. Aber ich darf Sie jetzt nicht halten. Bis es offenbar werden darf, hüten wir beide unser liebes Geheimnis.“

Er begleitete sie bis zur Tür, und sie floh über den Gang, ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen.

„Daß ich sie gehen ließ!“ sagte er vor sich hin. „Aber es ist wohl besser so. Nicht in der Überraschung durfte ich über sie siegen.“

Auf die telephonische Anfrage im Fabrikkontor hatte Klaus Bernward den Bescheid erhalten, sein Bruder sei mittags ausgefahren, um einen Wagen zu probieren. Einen Chauffeur habe er nicht mitgenommen und nicht hinterlassen, wann er zurückkommen würde. Auch gegen Abend, als Klaus selber nachfragte, war Thomas noch nicht da. Der Sänger bat deshalb in einigen rasch hingeworfenen Zeilen den Bruder um seinen möglichst baldigen Besuch in einer wichtigen Angelegenheit. Es bedrückte ihn, daß die Aussprache über Wallis Schritt so lange hinausgeschoben werden mußte, denn schon um der Aufregung Sigrids willen wünschte er so rasch als möglich Klarheit zu schaffen. Trotzdem wartete er bis tief in die Nacht hinein vergebens. Thomas kam nicht. Die Ursache lag darin, daß sich die vermeintlich nur kurze Probefahrt über eine Reihe von Stunden ausgedehnt hatte. In einem Ausflugsort nahe bei Berlin hatte Thomas seinen Wagen einstellen und sich ein Zimmer geben lassen müssen, um längere Zeit zu ruhen. Die Mattigkeit, die ihn nun schon seit Tagen verfolgte und sich zeitweise bis zu Schwindelanfällen steigerte, hatte sich heute in

der scharfen Zugluft des Fahrens, von der er sich eine belebende Wirkung versprochen hatte, doppelt empfindlich fühlbar gemacht, und er war bei der Ankunft an seinem Ziel fast einer Ohnmacht nahe gewesen. Er setzte das Unwohlsein auf die Rechnung seiner andauernden Schlaflosigkeit und seiner unregelmäßigen Lebensführung. „Ich werde heute nacht ein tüchtiges Schlafmittel nehmen,“ dachte er, „und zehn oder zwölf Stunden lang Vergessen suchen in einem tiefen, traumlosen Schlummer. Das wird mich schon wieder auf die Beine bringen, denn gerade in den nächsten Tagen brauche ich ja alle meine geistigen und körperlichen Kräfte nötiger denn je.“ Aber als er dann endlich zur Heimfahrt aufbrach, fühlte er sich kaum erholt. Ein bohrender Kopfschmerz saß ihm in den Schläfen, und er mußte sehr langsam fahren, weil er bei schnellerem Tempo die Herrschaft über seinen Wagen zu verlieren fürchtete. Schwankenden Schrittes erreichte er endlich sein Zimmer, fest entschlossen, sich sogleich zu Bett zu begeben. Da fiel sein Blick auf den Brief, den Klaus auf seinen Schreibtisch hatte niederlegen lassen. Blitzschnell durchzuckte es ihn: „Das ist die Entscheidung! Jetzt gibt es kein Ausweichen und Hinzögern mehr. Die Rechenschaft, die er von mir fordert, jetzt muß ich sie ihm geben.“

Er erbrach das Billett, und die kurze Aufforderung mit dem Hinweis auf eine wichtige Angelegenheit war ihm eine Bestätigung seiner Vermutung. Aber seltsamerweise war die Wirkung nicht so zermalmend, als er sich's in all diesen Tagen qualvoller Erwartung ausgemalt. Ja, er spürte fast etwas wie eine Erleichterung und konnte aufatmen, als sei ihm ein eiserner Keifen von der Brust genommen worden. Nun konnte er endlich reden — frei vom Herzen weg, ohne jede Beschönigung und feige Aus-

flucht. Er wollte aufrichtig sein bis zur schonungslosen Selbstvernichtung und wollte keinen Versuch machen, sich gegen die Schläge des Zornes und der Verachtung zu verteidigen, die auf ihn herniederprasseln mochten. Im ersten Moment dachte er daran, sich auf der Stelle zu Klaus zu begeben; als er sich jedoch von seinem Stuhl erheben wollte, ließen ihn seine wankenden Knie fühlen, daß er dazu nicht die Kraft besaß. Aber hinauschieben wollte er sein Bekenntnis trotzdem nicht. Mochte es auch in seiner Stirne pochen wie ein Hammerwerk, mochten ihm immer wieder heiße Blutströme vom Genick herab über den Rücken rinnen, er mußte mit seiner Weichte herauskommen, noch in dieser Stunde, gleichviel was es ihn kosten mochte, sie abzulegen.

So begann er denn zu schreiben, mit hastender Feder und in flüchtig hingeworfenen, vielfach abgerissenen und zusammenhanglosen Worten. Er klagte sich an, ein Spiezer, ein Verschwender, ja, Schlimmeres gewesen zu sein als das. Aber er sprach auch den Bruder, für den das Bekenntnis bestimmt war, nicht frei von Schuld.

„Du hättest nicht alles in meine Hände legen, hättest mich nicht auf meine eigene Verantwortung schalten und walten lassen dürfen, als besäße ich Deine Selbstbeherrschung und Deinen ruhig wägenden Verstand. Ich mochte meiner Aufgabe gewachsen gewesen sein, solange ich unter Deinen Augen gearbeitet habe, aber ich verlor den Halt, sobald ich niemand mehr über mir hatte, den ich um seine Meinung befragen mußte. Und die Verbindung mit Ermat wurde mir bald zum Verhängnis. Die Summen von ihm flossen mir so reichlich zu, daß ich gewissermaßen immer im Überfluß schwamm und mich berechtigt glaubte, auf die künftigen enormen Gewinne schon jetzt jeden beliebigen Wechsel zu ziehen. Ich machte bald keinen

Unterschied mehr zwischen den Geschäftsauslagen und den Aufwendungen für meinen Privatbedarf. Und ich beschwichtigte die gelegentlichen Mahnungen meines Gewissens damit, daß sich ja alles durch spätere Verdienste leicht wieder hereinholen ließe, oder daß mein hartnäckiges Mißgeschick im Spiel sich doch endlich einmal wenden müsse. All die Summen, die für die Beschaffung der kostspieligen neuen Maschinen bestimmt gewesen waren, gingen auf diese Weise darauf, und ich verlor schließlich jede Übersicht über den Stand meiner Geldangelegenheiten. Ermat aber tat nichts, mich zu klarer Besinnung zurückzuführen. Seine Willfährigkeit bestärkte mich nur immer mehr in dem trügerischen Wahn von der Unerlöschlichkeit meiner Mittel. Ich stellte Wechsel aus in der sorglosen Gewißheit, daß er mir bei der Fälligkeit ohne viele Umstände Deckung gewähren würde, und seine Weigerung traf mich überraschend. Aber schlimmer als daß er mich plötzlich im Stiche ließ, war die jähe Aenderung seiner ganzen geschäftlichen Politik. Er sperrte mir ohne jede vorherige warnende Ankündigung den bisher gewährten Kredit, erklärte alle früheren Abreden für ungültig und verlangte innerhalb kürzester Frist die Rückzahlung der von ihm gegebenen Summen. Ich hatte es bis dahin im Vertrauen auf seine lachenden Zusicherungen als eine bedeutungslose Formsache angesehen, daß er sich für jedes seiner häufigen Darlehen von mir hatte einen Revers oder einen Depotwechsel unterschreiben lassen. Aber die fürchterliche Bedeutung dieser Papiere wurde mir offenbar, als er mir kaltblütig erklärte, daß er sich genötigt sehe, sie ohne weiteres gegen mich geltend zu machen. Das Spiel, das der Elende von Anfang an mit meiner Unerfahrenheit und meinem Leichtsinne getrieben, jetzt wurde es offenbar. Bei dem gegen-

wärtigen Stande der Arbeiten in der Fabrik ist es unmöglich, die Summen aufzubringen, deren es für die Befriedigung Ermats bedarf. Er braucht nur die Wechselklagen gegen mich anzustrengen, um die Firma innerhalb weniger Wochen zum Konkurs zu treiben. Und angesichts dieser Gewißheit hielt er nun den rechten Zeitpunkt für gekommen, mit seiner wahren Absicht hervorzutreten. Er schlug mir vor, ihm die Fabrik zu verkaufen, so wie sie liegt und steht, und — nun kommt die Hauptsache — ihm gegen irgend eine lächerliche Entschädigung auch unser — oder vielmehr Dein — Patent abzutreten. Als Geschäftsführer sollte ich in seinen Diensten bleiben, um die Umstellung der Fabrik durchzuführen und die Fabrikation unserer patentierten Kleinautomobile zu bewirken. Über Deine Eigentumsrechte glaubte er sich leicht hinwegsetzen zu können, denn das Patent geht ja auf meinen Namen, und er hegte die schurkische Zuversicht, daß Du Dich schon in der einen oder der anderen Weise mit dem Unabänderlichen abfinden würdest. So ist die Lage in diesem Augenblick, Klaus! Ich bin ein Elender, der Dich an den Rand des Abgrunds geführt und Dich einem Halunken in die Hände geliefert hat. Es gibt kein Wort der Verachtung, das hart genug wäre, meine Handlungsweise zu brandmarken, und ich fühle, daß es nur einen einzigen Weg gibt, meine Erbärmlichkeit zu sühnen . . .“

Er mußte die Feder sinken lassen, weil die Buchstaben vor seinen Augen durcheinanderliefen und weil Kopfschmerzen seine Gedanken verwirrten. Wohl eine Viertelstunde lag er mit der Stirn auf der Tischplatte, unfähig, sich zu einer Fortsetzung seines Briefes aufzuraffen. Aber es war da noch etwas, das ihn quälte, das unbedingt ausgesprochen werden mußte, hätte er auch den letzten

Rest seiner Kraft dazu aufbieten müssen. Wer wußte denn, ob er morgen noch imstande sein würde, es zu bekennen! Es ging etwas in ihm vor, das mehr war als ein bloßes Unwohlsein; er fühlte sich zeitweilig ganz losgelöst von seiner Umgebung, emporgehoben über alle Zusammenhänge mit den irdischen Dingen, die eben noch so schwer an ihm hingen. Wenn das ein Traumzustand war oder etwas anderes, Schlimmeres, so galt es, sich mit ganzer Energie dagegen zu wehren, bis er niedergeschrieben hatte, was ihm auf der Seele brannte. So, fast ohne mit den Augen seinen Federzügen zu folgen, in schiefen, wirren Linien setzte er unter das abgebrochene Schuldbekentnis: „Walli — ich habe sie geliebt — ich schwöre es — aber die andere — ihre Schönheit hatte mich berauscht — wenn sie in meiner Nähe war, sah ich nur sie — ich hätte ihretwegen zum Verbrecher werden können — und doch war sie nur ein Werkzeug in Ermats Hand — doch betrog sie mich — wie ich alle betrog — Klaus — Walli —“

Es war aus. Sein Kopf sank seitlich über die Stuhllehne, und seine Hand fiel schlaff herab. Das Fieber hatte ihn mit voller Gewalt ergriffen, und tiefe Bewußtlosigkeit umnebelte seinen bis jetzt mit höchster Willensanstrengung aufgestachelten Verstand.

„Thomas schwer erkrankt. Sein Leben in höchster Gefahr.
Klaus Bernward.“

Das Telegramm war um die siebente Morgenstunde an Walli Sebald abgegangen, denn Klaus hatte es aufgegeben, sobald er zu seinem Bruder gerufen worden war. Der Arzt, den er am Lager des Besinnungslosen gefunden, hatte in Ermanglung einer ausreichenden häuslichen Pflege seine sofortige Überführung in eine

Privatklinik angeordnet. Der Patient schleppte die Krankheit ohne Zweifel schon seit Tagen mit sich herum, und es war erstaunlich genug, daß er sich so lange aufrecht gehalten. Den Brief, bei dessen Abfassung er zusammengebrochen war, hatte der Bürodiener, der als der erste das Zimmer betreten hatte, an sich genommen, um ihn Klaus zu übergeben. Dieser hatte ihn ungelesen eingesteckt und mit aller erforderlichen Umsicht Anordnungen für den Transport des Bruders getroffen. Dann hatte er ihn in die Klinik begleitet und ihn erst verlassen, als er sicher sein konnte, daß für den Augenblick alles geschehen war, was sich tun ließ. Auf der Rückfahrt nach dem Fabrikkontor erst hatte er das Blatt aus der Tasche gezogen und aufmerksam gelesen. Der tiefe Ernst auf seinem Antlitz bewies, wie schwer ihn die unerwarteten Enthüllungen getroffen. Er zweifelte keinen Augenblick an ihrer vollen Wahrheit, und das Gespenst des Untergangs seines mit so großen Hoffnungen begonnenen Werkes stand in seiner ganzen Größe und Furchtbarkeit vor ihm. Aber nicht für einen Moment verlor er äußerlich seine Ruhe und Selbstbeherrschung. Er ließ den Disponenten der Firma zu sich kommen und eröffnete ihm, daß er bis auf weiteres die Leitung des Werkes in die Hand nehme und daß keine Anordnung ohne seine ausdrückliche Einwilligung getroffen werden dürfe. Dann ließ er sich durch den Fernsprecher mit Siegmund Ermat verbinden.

„Hier Klaus Bernward! Sind Sie für mich zu sprechen? Ich habe im Namen meines Bruders wichtige Dinge mit Ihnen zu bereden.“

„Im Namen Ihres Bruders? Was heißt das? Warum kommt Herr Thomas Bernward nicht selber zu mir?“

„Weil er schwer erkrankt ist und ohne Bewußtsein im Krankenhaus liegt. Sie wissen, daß ich der Miteigen-

tümer der Fabrik bin und daß in folgedessen alle Geschäfte in diesem Augenblick auf mich übergehen."

Es gab eine kleine Pause am Apparat. Ermat brauchte offenbar ein paar Sekunden, um die Lage zu überdenken. Dann klang seine fettige Stimme kalt und gleichmütig wie zuvor zurück: „Wenn Sie die Konferenz für nötig halten, stehe ich zu Ihrer Verfügung. Ich denke, wir werden bald miteinander fertig sein.“

„Das denke ich auch. Erwarten Sie mich gefälligst in einer halben Stunde.“

Zur angegebenen Zeit standen die beiden Männer einander gegenüber. Bernward in ruhiger Haltung, Ermat in sichtlicher Aufregung und Unruhe, die er hinter hochfahrendem und herablassendem Gebaren zu verbergen suchte.

„Ich hörte von Ihnen mit Bedauern von der Erkrankung Ihres Bruders. Hoffentlich ist es nichts Ernstliches.“

„Die Ärzte sind auf den Eintritt einer schlimmen Wendung gefaßt.“

„Meinen Sie nicht, daß es unter diesen Umständen zweckmäßig wäre, unsere Unterredung noch um vierundzwanzig Stunden hinauszuschieben?“

„Nein. Ich halte dafür, daß wir am besten so schnell wie möglich ins reine kommen. Thomas hat mir vor seiner Erkrankung mitgeteilt, wie seine Geschäfte mit Ihnen stehen.“

„So ganz wahrheitsgemäß dürfte er Ihnen das schwerlich dargelegt haben.“

„Ich denke doch. Sie haben ihm den bisherigen Kredit aufgekündigt. Und Sie verlangen die Summen, die Sie ihm als Darlehen gegeben, von ihm zurück. Ist dies nicht das Wesentlichste an der Sache?“

„Ja, es verhält sich, wie Sie sagen. Und obwohl Sie kein Geschäftsmann mehr sind, werden Sie meine Beweggründe verstehen. Die Lebensführung Ihres Bruders bot mir keine Sicherheit mehr für mein Geld. Ich muß darauf bedacht sein, es aus einem möglichen Kladderadatsch zu retten.“

„Nachdem Sie das Ihrige dazu beigetragen hatten, diesen Untergang herbeizuführen.“

„Erlauben Sie gütigst: wie kommen Sie zu einer solchen Behauptung? Was hätte ich für ein Interesse daran gehabt?“

„Sie wollten das Unternehmen für ein Sündengeld in Ihre Hände bringen. Das Werk und das Patent, von dem Sie sehr genau wissen, wieviel es wert ist.“

„Natürlich könnte ich ohne das Patent nichts damit anfangen. So wie sie jetzt heruntergewirtschaftet ist, ist die ganze Fabrik wertlos.“

„Daß ich der eigentliche Besitzer des Patents bin, störte Sie dabei offenbar wenig.“

„Lieber Gott — unter Brüdern! Ich war der Meinung, solche Dinge hätten jetzt überhaupt kein Interesse mehr für Sie. Über Ihre Abfindung ließe sich ja auch im Notfall reden.“

„Borausgesetzt, daß es Ihnen nicht gelungen wäre, Thomas zu einem Schurkenstreich zu bereden.“

„Mäßigen Sie gefälligst Ihre Ausdrücke. Sie beurteilen, wie es scheint, die Lage noch immer nicht ganz richtig. Ich brauche nur einen Brief an meinen Rechtsanwalt zu schreiben, und Ihre ganze Herrlichkeit ist beim Teufel.“

„Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß Sie diesen Brief schreiben werden. Und ich bitte Sie, es zu tun.“

„Sie bitten mich darum? Ja, zum Henker, Mann,

wissen Sie denn, wozu Sie mich damit herausfordern? Reden Sie sich vielleicht ein, daß es Ihnen gelingen werde, die Karre aus dem Dreck zu ziehen? Wollen Sie etwa die Fabrik wieder in die Höhe bringen? Ohne Kapital und mit Schulden?“

„Was ich zu tun gedenke, ist meine Sache. Jedenfalls aber hege ich den Wunsch, die unsaubere Verbindung mit Ihnen sofort zu lösen. Ich kann im Augenblick die Verbindlichkeiten meines Bruders gegen Sie noch nicht übersehen. Aber wie groß sie immer sein mögen, ich werde alles daransetzen, sie zu tilgen.“

Ein schallendes Auflachen war Ermats Antwort.

„Entschuldigen Sie, daß ich lache. Aber das ist wirklich spaßig. Ein Schuldner, der bis über die Ohren in der Tinte steckt, kommt zu mir und redet mit hoheitsvoller Miene von unsauberen Geschäften! Ich will Ihnen einen guten Rat geben, mein lieber Herr Klaus Bernward: Gehen Sie heim und lassen Sie sich eine Aufstellung machen von dem Konto Ihres ehrenwerten Herrn Bruders. Dann rechnen Sie die Summe hübsch zusammen und überlegen Sie sich's an der Hand dieser Rechnung, ob Sie gut daran tun, es auf Biegen oder Brechen ankommen zu lassen, oder ob Sie nicht doch vielleicht besser zu Kreuze kriechen. Ich weiß ja, daß Sie an dem Schlammassel nicht schuld sind. Und ich werde Ihnen bei etwas vernünftiger Einsicht von Ihrer Seite möglicherweise ein Stück Weges entgegenkommen.“

„Ich verzichte darauf. Geben Sie mir die Höhe Ihrer Forderungen an. Soweit es in Menschenkräften steht, werde ich Sie befriedigen.“

„Einen kleinen Vorbehalt also machen Sie doch. Soweit es in Menschenkräften steht, da liegt eben der Hase im Pfeffer. Denn Sie können nicht zahlen!“

„Das wird sich erweisen. Jedenfalls ist es müßig, jetzt weiter darüber zu reden. Sie werden meine bündige Erklärung erhalten, sobald ich über die gesamte Lage im Klaren bin.“

„Es wird mich sehr interessieren. Einstweilen aber werden Sie mir erlauben, auch meinerseits die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Denn ich möchte mich durch Ihre Zahlungseinstellung nicht gerne überraschen lassen.“

„Es steht Ihnen frei, zu tun, was Sie in Ihrem Interesse für geboten halten. Adieu, Herr Ermat!“

„Ihr ergebenster Diener, Herr Bernward! Und meine besten Wünsche für die Besserung Ihres Herrn Bruders.“

In seinen kleinen Augen glitzerte jetzt unverhohlen der giftigste Spott. Durch seine vornehm abweisende Art hatte der Sänger sein Schicksal besiegelt. Nun war der Krieg zwischen ihnen erklärt, und es würde ein Krieg bis aufs Messer sein, wie Herr Siegmund Ermat ihn zu führen gewohnt war. Von sentimentalischen Regungen würde er von diesem Augenblick an vollständig frei sein.

Den ganzen Rest des Tages verbrachte Klaus Bernward in der Fabrik. Er besichtigte die Werkstätten und die Lagerräume und war immer aufs neue entsetzt über die Zustände, die er vorfand. Thomas mußte sich während der letzten Wochen um die Fabrikationsvorgänge so gut wie gar nicht mehr gekümmert haben. Die vereinbarten Lieferungsstermine waren nicht innegehalten und die ausgeführten Arbeiten zum großen Teil so mangelhaft, daß die Besteller die Abnahme verweigert hatten. Noch trostloser aber war das Bild, das die Bücher gewährten. Nennenswerte Außenstände waren so gut wie nicht mehr vorhanden, denn die Kredite, die Thomas gewährt hatte, zeugten von so bodenloser Leichtfertigkeit, daß auf baldige Zahlung kaum in einem einzigen Falle zu rechnen

war. Wenn durch die äußerste Anspannung aller Kräfte und durch die Einstellung neuer, besonders tüchtiger Monteure auch eine Anzahl bestellter Wagen in verhältnismäßig kurzer Zeit fertiggestellt werden konnte, so mußten doch immerhin noch einige Wochen vergehen, während deren fast gar keine Betriebsmittel vorhanden waren. Und die Zahlungsverpflichtungen häuften sich schon in den nächsten Tagen in erschreckender Weise. Die Wechsel, für die keine Deckung vorhanden war, standen keineswegs als einzige drohende Wolke am Horizont. Auch laufende Schulden waren zu tilgen, und das Bankkonto war bis auf den letzten Rest abgehoben. Der Buchhalter, mit dem Klaus in stundenlanger Tätigkeit das traurige Feld der Verwüstung durchgearbeitet hatte, sagte auf seine entrüsteten Vorhaltungen nur immer wieder: „Herr Bernward ließ nicht mit sich reden. Er entnahm der Kasse täglich neue Summen, die alle auf sein Privatkonto gingen. Und wenn ich mir eine bescheidene Vorstellung erlaubte, wurde ich mit dem Hinweis auf neue große Eingänge vertröstet, die in den nächsten Tagen zu erwarten seien. Es wäre wohl nicht so schlimm geworden, wenn sich nicht die von Herrn Ermat berechneten Zinsen und Provisionen namentlich in der letzten Zeit bis ins Ungemessene gesteigert hätten. Nach meinem Dafürhalten ist Herr Bernward von ihm in geradezu schamloser Weise bewuchert worden.“

„Warum haben Sie mich nicht früher von alledem in Kenntnis gesetzt? Wußten Sie denn nicht, daß ich am Geschäft beteiligt bin?“

„Ich wußte es wohl. Aber Ihr Herr Bruder hatte mir Verschwiegenheit auferlegt. Und dann nahm ich auch an, daß Herr Ermat schon zur rechten Zeit wieder mit großen Kapitalien einspringen werde. Alle Hoffnungen wurden

eben auf den Beginn der Serienfabrikation gesetzt, die mit dem Eintreffen der neuen Werkzeugmaschinen beginnen sollte."

"Ziehen Sie aus dem Konto Ermat zunächst alle Posten aus, die Ihnen als Bewucherung meines Bruders erscheinen. Ich werde mich dann mit einem Rechtsanwalt besprechen, ob es möglich ist, deshalb gegen ihn vorzugehen. Wir wollen gemeinsam eine Zwischenbilanz aufstellen, die einen klaren Überblick ermöglicht. In der bisherigen Weise dürfen wir jedenfalls nicht weiterwirtschaften. Ist das Unternehmen nicht mehr zu halten, so müssen wir Konkurs anmelden."

"Ich bitte Sie dringend, nichts zu überstürzen, Herr Bernward! Noch sind nicht alle Hilfsquellen erschöpft. Und wenn Ermat wegen seiner Forderungen mit sich reden ließe —"

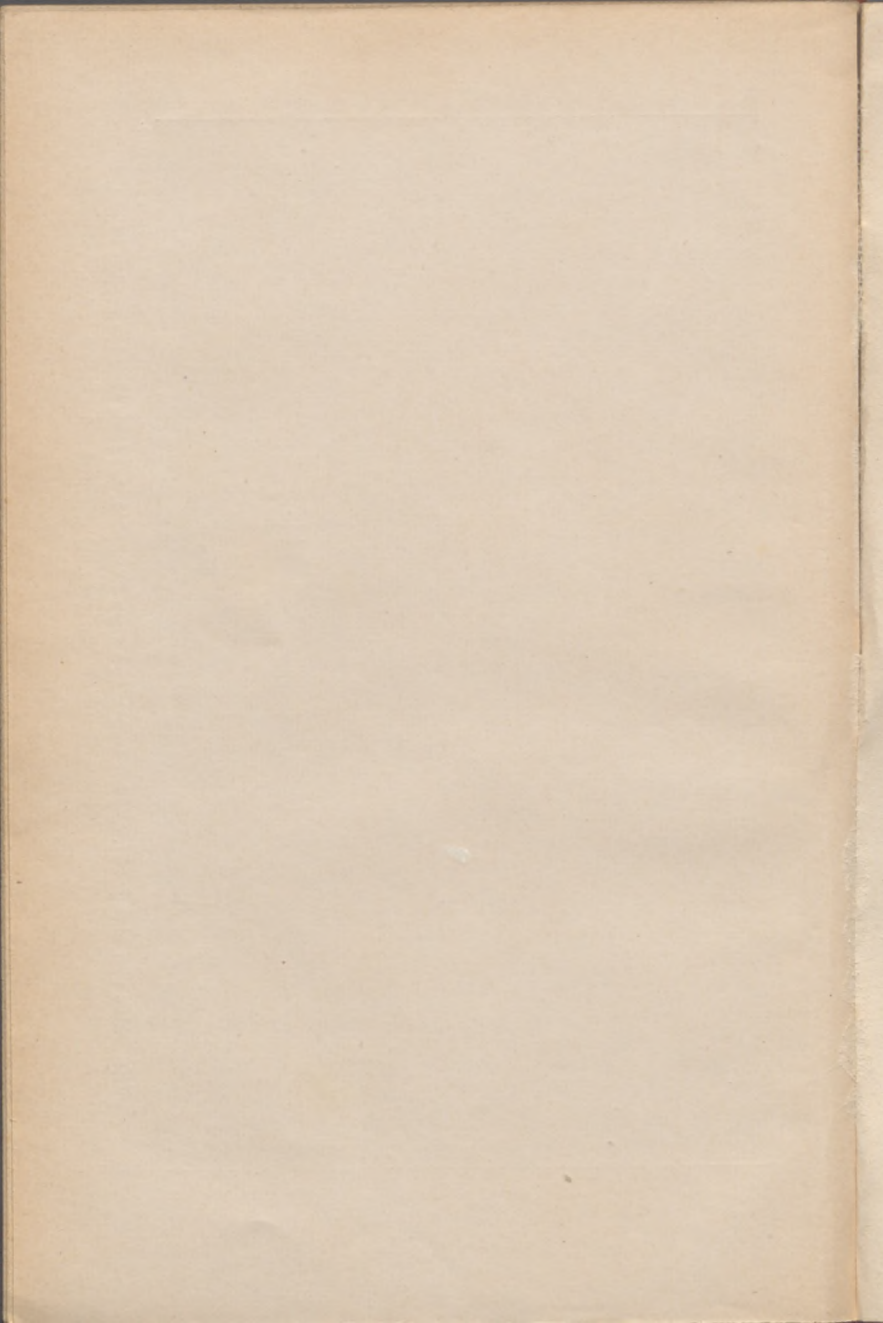
"Diese Möglichkeit scheidet aus. Wir wollen meinetwegen mit Ehren zugrunde gehen, aber wir wollen die Fristung unseres Daseins nicht der Hilfe dieses Blutsaugers verdanken."

Gegen Abend fuhr Klaus wieder in die Klinik, um sich über das Befinden seines Bruders zu unterrichten. Er fand seinen Zustand noch unverändert und saß lange stumm an seinem Bette. Nicht die leiseste Empfindung des Grolls regte sich in ihm, und nur eine tiefe Traurigkeit war in seinem Herzen. Alle Erinnerungen aus der gemeinsam durchlebten Jugend wurden schmerzlich in ihm lebendig. An Stelle des weißen, hageren Gesichts, das jetzt regungslos vor ihm in den Kissen lag, sah er den schönen, lebhaften Knaben, dem Weichheit und Herzensgüte aus den Augen lachten und mit dem ihn immer das Band innigster Liebe verknüpft hatte. Trotz ihrer Gleichaltrigkeit war er ihm immer ein zärtlicher Führer und



Aufnahme Photoglob Zürich.

Riesensstatue von Ramesses II. auf der Stätte des alten Memphis, der letzte Neß der großen Stadt,
deren Straßen noch im zwölften Jahrhundert nach Christus bis Gizeh reichten.



Lenker gewesen, um ihm seinen Lebensweg leicht und angenehm zu machen. Vielleicht auch war er hie und da allzu nachsichtig gewesen gegen seine jugendlichen Thorheiten und unüberlegten Streiche. Vielleicht hatte er stillschweigend manche Last für ihn getragen, an der der andere besser seine Kräfte selber gestählt hätte. Er war überzeugt gewesen, daß der innerste Kern seines Wesens gut sei, und hatte vor allem an seine Aufrichtigkeit geglaubt. Auf ein Ja oder Nein aus seinem Munde hätte er jederzeit geschworen, und an ein von ihm gegebenes Versprechen würde er immer geglaubt haben. Weil er die spielende Leichtigkeit, mit der Thomas jede Arbeit zu bewältigen schien, für zunehmende Reife hielt und die sorglose Zuversicht des Leichtherzigen für ein Bewußtsein der Kraft, hatte er sich entschlossen, ihn seinen Weg allein gehen zu lassen, nachdem er ihn mit allen Möglichkeiten ausgerüstet, sich ein glänzendes Leben aufzubauen. Daß er das anscheinend so erfolgreich zu tun vermocht, war ihm lange Zeit eine Quelle der Freude gewesen, und der Schlag, der jetzt alle seine Illusionen so jäh zerstörte, hatte ihn fast betäubt.

Aber er legte die Verantwortung dafür nur zum kleinsten Teil auf Thomas und maß sich selbst den Löwenanteil der Schuld bei. Was hatte er denn getan, den Schwachen und Wankelmütigen in der Versuchung zu stützen und ihn vor seinem Verhängnis zu bewahren? War er nicht egoistisch seinen künstlerischen Idealen nachgejagt, ohne sich um die Gefahren zu kümmern, die den leicht zu Beeinflussenden umgaben? Konnte er jemals wieder ein ruhiges Gewissen haben, wenn Thomas jetzt abgerufen wurde? Würde er dies bleiche, stille Antlitz nicht zeitlebens wie eine stumme, schwere Anklage vor sich sehen?

Und er legte sich in der Stille seines Herzens ein feierliches Gelöbniß ab. Seine Laufbahn als Sänger war mit dieser Stunde zu Ende. Alle seine Kräfte gehörten von jetzt an nur noch der werktätigen Arbeit. Mochte es mit der Fabrik wie immer ausgehen, sein Platz war fortan nicht mehr auf den Brettern des Konzertpodiums, sondern in der Werkstatt und am Zeichentisch. Hatte er den Bruder nicht retten können, so wollte er wenigstens sein Andenken von dem Makel der Unehrenhaftigkeit reinigen, der ihm jetzt noch anhaftete.

Er beugte sich über die zuckende, fieberheiße Hand und berührte sie mit den Lippen. Dann erhob er sich und kehrte an seine harte, freudlose Arbeit zurück, die ihm jetzt als schwere Buße auferlegt worden war. Beim Morgenrauen erst streckte er sich auf das Ruhebett im Kontor nieder, das düstere Grau einer fast lichtlosen Zukunft vor den Augen.

Als Frau von Alwar und ihre Tochter sich zur gewohnten Stunde im Sanatorium einfanden, trafen sie Wolf in merklich gedrückter Stimmung. Er bat sie, von einer geplanten gemeinsamen Ausfahrt Abstand zu nehmen, da er etwas Wichtiges mit ihnen zu besprechen wünsche. Er entfaltete eine Anzahl von Briefblättern und teilte ihnen ihren Inhalt mit. Es waren Zuschriften, die ihm heute aus Großbisdorf zugekommen waren und ihn wohl in Aufregung versetzen konnten. Sämtliche bisherigen Beamten des Gutes hatten sich zusammengetan, um in eidesstattlichen Versicherungen die Erklärung abzugeben, daß der Baron von Wendelgard beim Verkauf seiner Besitzung durch sträfliches Einverständnis des Verkaufsvermittlers Harald von Gerburg mit dem Käufer Ermat auf das schwerste benachteiligt worden sei. Die

aufgenommenen Schätzungen blieben so weit hinter dem wirklichen Wert der Liegenschaften und sonstigen Verkaufsobjekte zurück, daß der errechnete Kaufpreis um mehrere hunderttausend Mark zu niedrig war. Die für die Taxationen zugezogenen Sachverständigen hatte Ermat sämtlich aus Berlin mitgebracht; der Justizrat, der bis dahin die Geschäfte für Wendelgard geführt hatte, war bei den Verhandlungen vollständig übergegangen worden, und alles war von vornherein ganz unverkennbar auf eine schamlose Übervorteilung des Besitzers angelegt gewesen. Die Brieffschreiber erboten sich, jederzeit vor Gericht den Beweis für die Richtigkeit ihrer Behauptungen zu erbringen, und sprachen die Hoffnung aus, daß Wendelgard unter Berufung auf die zu seinem Schaden verübten betrügerischen Manipulationen den vollzogenen Abschluß auf dem Prozeßwege anfechten werde, falls Ermat sich nicht gutwillig bereit erklärte, ihn rückgängig zu machen.

Bestürzt hörten die beiden Frauen die Darlegungen an. Sie waren fassungslos und empört, aber sie begriffen nicht, was sie hier zu raten vermöchten. Abgesehen davon, daß sie nichts von diesen Dingen verstanden, handelte es sich hier doch um eine Sache, die ganz allein Wolfs Angelegenheit war. Wendelgard sah ihre Ratlosigkeit, und er wandte sich an Sigrid: „Ich muß dir wohl vor allem ein Geständnis machen, zu dem ich mich sehr ungern entschließe. Um zu verstehen, inwieweit du an dem Verkauf von Großbisdorf interessiert bist, sollst du erfahren, daß es in der Hauptsache dein Geld ist, um das du angeblich hier bestohlen wurdest.“

„Mein Geld?“ fragte sie verständnislos. „Wie ist das zu deuten?“

„Im Fall meines Todes wärest du meine Universal-

erbin gewesen. Ich hatte mich zum Verkauf von Großbischdorf entschlossen, weil ich dich in den Besitz eines größeren Barvermögens bringen wollte. Das wäre für dich jedenfalls wertvoller gewesen als die Verfügung über ein Gut, mit dem du als Sängerin kaum etwas hättest anfangen können.“

Außer sich vor Ergriffenheit, faltete Frau von Alwar die Hände. Sigrids Augen aber, die den Sprechenden groß anstarrten, füllten sich mit Tränen.

„O Wolf, wie konntest du das tun? Was hätte mir dein Geld nützen sollen, wenn ich doch dich hätte verlieren müssen!“

„Es war das einzige, was ich für dich tun konnte. Die Gewißheit, deine Zukunft gesichert zu haben, sollte mir das Scheiden leichter machen.“

Mit bebenden Schultern beugte sie sich über seine Hand herab und küßte sie, ehe er sie hatte zurückziehen können.

„Du Edler — Guter! Aber das alles ist doch jetzt nicht mehr nötig. Du bist gesund, und deine Erbschaft liegt in weiter Ferne.“

„Wir wollen es hoffen, Sigrid! Aber die Verfügung, die ich getroffen, bleibt darum doch bestehen. Ich bin gewissermaßen von nun an der Verwalter deines Vermögens.“

„Nein — nein! Das nehme ich nicht an. Es bedrückt mich und ist mir peinlich, es zu hören.“

„Trotzdem wirst du mir schon erlauben müssen, nach meinem Ermessen zu handeln. Unter allen Umständen ist mir wichtig, deine Meinung über den vorliegenden Fall zu hören. Die Entscheidung ist für mich schwer. Ich traue Gerburg solche Niedrigkeit nicht zu und weiß nicht, was ihn veranlaßt haben sollte, mich so zu hintergehen. Würde ich ihn zur Rechenschaft ziehen oder würde ich die

Anklage gar zum Gegenstand einer Untersuchung machen, so hätte er, falls er unschuldig ist, volles Recht, sich tief gekränkt zu fühlen. Es wäre fürwahr ein schlechter Dank für den Dienst, den er mir im Krieg geleistet hat, und für die Freundschaftsbeweise, die er mir nachher gegeben. Es widerstrebt mir, ihn auf bloße Verdächtigung hin vor den Richter zu schleppen, und handelte es sich allein um mich, so würde ich am liebsten einen dicken Strich über die ganze widerwärtige Geschichte machen.“

Frau von Alwar konnte nicht länger an sich halten. Ihr praktischer Sinn lehnte sich heftig gegen diese Anwendung unzeitiger Großmut auf.

„Obwohl es um eine halbe Million oder noch mehr geht? Nein, Wolf, du mußt der Sache auf den Grund gehen. Wäre es auch nur, um zu verhindern, daß dieser wildfremde Herr Ermat, der Großbisdorf gekauft hat, sich auf deine Kosten bereichert.“

„Ihn zu schonen, fühle ich mich allerdings nicht veranlaßt. Aber wenn Gerburg schuldig ist, müßte es im Verlauf eines Prozesses wohl zutage kommen. Und dann könnte sich leicht ergeben, daß nicht nur ein moralisches, sondern auch ein kriminelles Verschulden von seiner Seite vorliegt. Die Vorstellung aber, daß er durch mich ins Gefängnis käme, ist mir unerträglich.“

Frau von Alwar hob mit nicht mißzuverstehender Miene der Mißbilligung die Schultern.

Sigrid sagte lebhaft: „Das darf nicht geschehen! Nein, lieber mußt du den Verlust auf dich nehmen, ehe du das heraufbeschwörst.“

Ein gütiges Lächeln spielte um seine Lippen. Mit einem Blick grenzenloser Liebe ruhten seine Augen auf dem Gesicht des jungen Mädchens.

„Wir beide wären uns also im Grunde einig über das,

was hier zu tun und zu lassen ist. Aber da ist schließlich noch eine dritte Person, die möglicherweise ein Wort mitzusprechen haben könnte. Nämlich meine zukünftige Frau.“

Er wußte eigentlich selbst kaum, wie er zu dieser Bemerkung kam. Vielleicht war es die alte unselige Zaghaftigkeit, die sie ihm eingegeben hatte. Er hoffte ja, daß Sigrid erschrecken, daß ihre unwillkürliche Bestürzung sie verraten würde, und dann wollte er mit aller heißen Zärtlichkeit seiner Seele hinzufügen, daß keine andere als sie selbst auch dies letzte entscheidende Wort sprechen solle. Denn nicht erst nach seinem Tode, sondern schon jetzt, schon morgen, an jedem beliebigen Tage, den sie bestimmte, würde ihr ja alles gehören, was er besaß, und mit tausend Freuden leistete er dann für das Glück, sie sich errungen zu haben, Verzicht auf sein großes Vermögen. Er suchte die Antwort in ihren Mienen zu lesen. Aber sie fiel anders aus, als er erwartet hatte. Wohl sah er das Aufflammen einer Überraschung, einen Ausdruck des Erstaunens, aber unmittelbar gefolgt von einem Aufleuchten echter, ungekünstelter Freude, die unzweideutig hell aus ihren Augen strahlte.

„Deine zukünftige Frau? Ja, an die haben wir nicht gedacht. Natürlich muß sie gefragt werden. Aber wo ist sie, Wolf, damit ich sie vor allen Dingen erst einmal umarmen und küssen kann?“

Ein eisiges Erschauern griff ihm ans Herz. Seine Hoffnungen gerieten jäh ins Wanken und drohten kläglich zusammenzustürzen. Er fühlte wieder einen nadelspitzen, schmerzhaften Stich im Gehirn, und seine Hand fuhr in unwillkürlicher Bewegung zum Kopf. Aber er hatte es gelernt, sich zu beherrschen, und das Zucken seiner Gesichtsmuskeln entging Sigrid.

„Ja, wo ist sie?“ wiederholte er. „Vorläufig noch im Land Nirgendwo. Und bis sie gefunden ist, verschieben wir darum wohl am besten die Entscheidung auf unsere wichtige Frage.“

Dieser unvermittelte Abbruch der Besprechung war nicht nach dem Sinne der Frau von Alwar, die es für ihre verwandtschaftliche Pflicht hielt, Wolf vor übereilten Beschlüssen zu bewahren.

„Aber du mußt doch sofort irgend etwas tun — mußt dich wenigstens vergewissern, ob etwas Wahres an jenen Anschuldigungen ist.“

„Gewiß, liebe Tante! Ich werde Gerburg an einem der nächsten Tage schreiben und ihn um Erklärung bitten. Von ihrem Ausfall kann ich dann ja meine weiteren Überlegungen abhängig machen. Jedenfalls ist die Sache nicht so dringend, daß ich mich schon heute oder morgen entschließen müßte.“

„Und noch einen weiß ich, den du befragen solltest, Wolf: Klaus Bernward. Sein Gerechtigkeits Sinn ist unbestechlich, und er ist von so großer Güte. Was er dir rät, ist sicher das Rechte.“

Nie zuvor hatte Wendelgard etwas wie Eifersucht gegen den Sänger empfunden. Immer hatte er Sigrids glühende Verehrung für die schwärmerische Dankbarkeit der begeisterten Schülerin genommen und hatte sie dem Manne, den auch er aufrichtig lieb gewonnen, neidlos gegönnt. Jetzt aber war er seltsam hellhörig geworden für den Tonfall in Sigrids Stimme, und eine Ahnung stieg in ihm auf, daß der Mann, dem immer ihr erster Gedanke galt, sein glücklicher Nebenbuhler geworden sei. Schneidender Schmerz wühlte in seiner Brust, aber er behielt sich in der Gewalt und erwiderte sehr ruhig: „Auch das kann ich tun, liebste Sigris! Denn Herr Bernward

verdient gewiß mein Vertrauen wie wenig andere. Für heute aber haben wir diese ärgerliche Sache nun wohl zur Genüge erörtert. Und wenn es euch genehm ist, können wir jetzt unsere beabsichtigte Spazierfahrt unternehmen.“

Siegmond Ermat hatte Wort gehalten. Mit der nächsten Morgenpost war sein Kontoauszug bei Bernward eingetroffen. Er enthielt Zahlen, die Klaus nicht mehr überraschten, wenn sie auch seinen Unwillen gegen den gewissenlosen Spekulant neu aufflammen ließen. Die in kaufmännischer Klarheit und Kürze festgesetzten Zahlungstermine waren so bemessen, daß an ihre Einhaltung unter den jetzigen Verhältnissen nicht zu denken war. Trotzdem schob Klaus diese Sorge einstweilen zurück, denn dringender war die Erfüllung der nächsten Verbindlichkeiten. Er fuhr zu seinem Bankier, ließ sich eine Aufstellung seines Kontos geben und gab Auftrag, sein Guthaben sofort flüssig zu machen. Der Betrag reichte zwar nicht ganz aus, aber er durfte hoffen, auch für den Rest noch rechtzeitig Rat zu schaffen, so daß er die unmittelbare Gefahr als abgewendet betrachten konnte. Freilich war das keine wirkliche Hilfe, sondern nur ein kurzer Aufschub, und ein gerichtliches Vorgehen Ermats bedeutete nach wie vor rettungslosen Zusammenbruch. Aber Klaus Bernward war entschlossen, bis zum Äußersten zu kämpfen. Er hatte in dem harten Ringen der letzten Stunden das Bewußtsein seiner Kraft wiedergefunden und fühlte alle seine Muskeln gespannt von einem glühenden Arbeitseifer. Seine stolzen Künstlerträume waren ausgeträumt, und vor ihm stand riesengroß die Aufgabe, die er sich gesetzt hatte. Er war zu seinem ursprünglichen Lebenswerk zurückgekehrt und war gesonnen, es entweder

bis zum Siege durchzuführen oder daran ehrenvoll zugrunde zu gehen. Was hinter ihm lag, kümmerte ihn nicht mehr. Und wenn auch seine schönsten Hoffnungen in Trümmern lagen, wenn auch sein Herz noch blutete und zuckte, er sah seinen Weg mit voller Klarheit vor sich, und er war Manns genug, ihn tapfer und unbeirrt bis zum Ende zu gehen.

Als er das Kontor wieder betrat, erhob sich von einem Stuhl eine dunkelgekleidete weibliche Gestalt, deren Anblick ihn mit einem Gefühl der Rührung und Freude erfüllte.

„Walli — du? — Du bist also doch gekommen?“

„Hast du daran gezweifelt, Klaus? Ich habe mich sofort nach dem Empfang deines Telegramms auf die Bahn gesetzt und bin am späten Abend hier eingetroffen. Es kostete mich einige Mühe zu erfahren, wohin ihr Thomas gebracht hattet. Dann habe ich die ganze Nacht an seinem Bett in der Klinik zugebracht. Der leitende Arzt hat nach einigem Zögern eingewilligt, daß ich mich mit den Schwestern des Krankenhauses in seine Pflege teile, denn ich habe glücklicherweise einen Samariterkurs durchgemacht und bin der Aufgabe gewachsen.“

Er drückte ihr stumm die Hand und nötigte sie mit einer bittenden Bewegung zum Niedersitzen. Dann sagte er voll tiefen Ernstes: „Du bist ein edles und starkes Mädchen, Walli! Aber du weißt nicht, wie die Verhältnisse liegen. Und darum denke ich, du wirst dir deinen heroischen Entschluß doch noch überlegen.“

„Wodurch könnte er geändert werden? Was ich vor einigen Tagen schrieb, hat jetzt keine Gültigkeit mehr. Mein Platz ist bei Thomas. Und ich hoffe, du wirst nicht die Absicht haben, mich von ihm zu vertreiben.“

„Du hattest dich von Thomas losgesagt, weil du an

der Echtheit seiner Liebe zweifeltest. Jetzt aber würde er, wenn er körperlich dazu imstande wäre, seinerseits genötigt sein, das Verlöbniß zu lösen. Denn er ist nicht nur ein schwerkranker, sondern auch ein bettelarmer Mann.“

„Was heißt das? Und was kümmert es mich?“

In kurzen Worten legte ihr Klaus dar, wie die Dinge standen. Er schonte Thomas nicht und verhehlte ihr nichts. Auch wenn der Kranke genas, war an seine Verheiratung vorläufig nicht zu denken. Er konnte in absehbarer Zeit keine Verpflichtungen mehr gegen einen anderen Menschen übernehmen. Walli hörte ihn ruhig an, dann sprach sie: „Ich verstehe dich nicht, Klaus! Alles, was du da sagst, sieht dir so wenig ähnlich. Und nie hätte ich erwartet, derartiges von dir zu hören. Habe ich denn mit Thomas einen Versorgungsvertrag abgeschlossen, den man nach Belieben aufhebt, wenn sich die Vermögensverhältnisse ändern? Bin ich nicht mit ihm übereingekommen, mein Schicksal mit dem seinigen zu verbinden und ihm treu zu sein in guten wie in schlimmen Tagen? Ich konnte daran denken, ihn freizugeben, weil ich seinem Glück nicht im Weg sein wollte, aber ich wäre ein erbärmliches Geschöpf, wenn ich ihn in seinem Unglück verließ.“

„Das ist die Gesinnung, die ich von dir erwarten konnte. Aber du zwingst mich dadurch, dir auch noch das Letzte zu sagen. Eine Liebende kann sich für den Geliebten opfern, wenn er es verdient. Aber sie ist ihrer Pflichten ledig, wenn er selbst sie davon entbindet. Da — lies diese letzte Aufzeichnung von seiner Hand — und dann triff deine Entscheidung.“

Er reichte ihr den von Thomas zurückgelassenen Brief und deutete auf die abgerissenen Worte, mit denen er ihn

geschlossen. Walli las sie und gab ihm das Blatt mit unbewegter Miene zurück.

„Ich sehe, daß er elend gewesen sein muß, als er das schrieb. Wenn er wirklich keinen Anspruch auf meine Liebe mehr hat, so hat er einen umso größeren auf mein Mitleid. Ich habe nichts von dem zurückzunehmen, was ich vorhin sagte, Klaus! Und ich bitte dich, versuche es nicht, mich in meinem Vorsatz irr zu machen.“

„Ich habe nur meine Pflicht erfüllt. Was du tun willst, muß dein Herz dir gebieten.“

„Und noch eins: du weißt, daß ich nicht ganz mittellos bin. Es versteht sich von selbst, daß alles, was ich besitze, dir und Thomas zur Verfügung steht. Du wirst nicht die Absicht haben, mich durch Zurückweisung zu kränken.“

Er sah sie in tiefer Bewegung an und nahm ihre Hand.

„Nein, ich weise dein Anerbieten nicht zurück. Es kann möglich werden, daß ich davon Gebrauch mache. Im Augenblick aber bedarf es dessen noch nicht. Ich verspreche dir, daß ich mich an dich wenden werde, sobald es unumgänglich notwendig ist.“

„Und ich verlasse mich auf dein Wort. Es wäre unverzeihlich, wenn du dich durch einen falschen und kleintlichen Stolz abhalten ließest, das wenige anzunehmen, was ich tun kann.“

„Mein Bruder wird viel an dir gutzumachen haben, Walli! Möge es ihm der Himmel möglich werden lassen.“

Sie stand auf, um zu gehen. Während er sie zur Tür geleitete, fragte er zaudernd: „Wirst du auch Sigrid von Alwar besuchen?“

„Ich muß in der Pension noch einige Anordnungen wegen meiner dort zurückgebliebenen Sachen treffen. Und ich hoffe, sie bei dieser Gelegenheit zu sehen.“

„Dann richte, bitte, ihr und ihrer Mutter meine Grüße

aus. Und sage ihr — doch nein, es ist wohl besser, du sagst ihr weiter nichts.“

„Doch, Klaus, ich möchte dich schon um einen bestimmten Auftrag für sie bitten. Es ist ja begreiflich, daß sie sich jetzt deinetwegen allerlei Gedanken und Sorgen macht. Und ich glaube, du bist ihr ein Wort der Ermutigung schuldig.“

„Der Ermutigung? Wozu sollte ich sie ermutigen? Höchstens könnte ich ihr sagen lassen, daß ich sie nie vergessen werde — daß die Stunden, die ich mit ihr verleben durfte, die glücklichsten meines Lebens gewesen sind; aber du siehst wohl ein, daß das unter den obwaltenden Umständen keine passende Bestellung sein würde. Und darum genügt es, wenn du den Damen meine schönsten Empfehlungen ausrichtest und meine besten Wünsche für Sigrids künstlerische Zukunft.“

„Genügt das wirklich, Klaus? Auch für Sigrid? Sollte sie nicht etwas anderes von dir erwarten?“

„Ich habe kein Recht mehr, solchen Erwartungen zu entsprechen. Es geschieht nicht durch meine Schuld, daß unsere Lebenswege jetzt auseinandergehen. Und ich würde eine schwere Verantwortung auf mich laden, wenn ich meinen Verkehr mit dem jungen Mädchen noch länger fortsetzen wollte.“

„Aber ich darf ihr doch von der Ursache erzählen, die deinen Entschluß bestimmt?“

„Du brauchst ihr die Wahrheit nicht zu verheimlichen. In einigen Tagen oder Wochen werden es ja möglicherweise die Späßen von den Dächern pfeifen.“

Ein paar Stunden später befand sich Klaus Bernward auf dem Prüfungsstand, um die Versuche mit einem neuen Motor zu überwachen. Er trug einen Arbeitskittel,

und seine Hände waren geschwärzt. Aber der Arbeitseifer hatte seine Wangen geröthet, und die Befriedigung über das Gelingen der Probe leuchtete ihm aus den Augen. Ungeachtet der Sorgen, die ihn bedrückten, war er doch mit Leib und Seele auch bei den mechanischen Verrichtungen seines Berufes, soweit sie die persönliche Teilnahme des Betriebsleiters erforderten, und jeder kleine Erfolg schien belebend und anfeuernd auf ihn zu wirken.

Da war es ihm, als hätte er durch all das Knattern und Dröhnen um ihn her den wohlbekannten Klang einer hellen, zaghaften Stimme gehört, die seinen Namen rief. Rasch fuhr er herum, und sein Atem stockte, als er Sigrid von Alvar im Straßenkleid vor sich sah.

„Fräulein Sigrid!“ kam es unwillkürlich über seine Lippen. „Sie hier in meiner schmutzigen Werkstätte?“

„Verzeihen Sie mein Eindringen. Aber man sagte mir, daß ich Sie da finden würde. Und da glaubte ich, daß ich es wagen dürfte . . .“

„Ich bin stolz darauf, daß Sie mich aufgesucht haben. Aber wir können hier nicht sprechen. Wollen Sie die Güte haben, mich zu begleiten.“

Er schritt ihr voran durch die lärmerefüllten Arbeitsräume und öffnete vor ihr die Thür des Kontors. Hastig streifte er seinen Kittel ab und warf ihn über einen Stuhl.

„Entschuldigen Sie den Aufzug, in dem Sie mich treffen. Ich bin auf Damenbesuche hier nicht vorbereitet.“

„Ach, darauf kommt es doch nicht an. Es ist also wahr, daß Sie wieder in der Fabrik arbeiten wollen?“

„Es bleibt mir nichts anderes übrig, da mein Bruder durch seine schwere Erkrankung vorläufig an jeder Tätigkeit gehindert ist.“

„Fräulein Sebald hat mir zu meinem Schrecken von dieser Krankheit gesprochen. Aber es handelt sich natür-

lich nur um eine vorübergehende Vertretung. Und Sie werden nicht dauernd genötigt sein, selber mit Hand anzulegen?"

"Das gehört mit zum Geschäft, Fräulein von Alwar! Ein Fabrikant, der nicht überall nach dem Rechten schaut, tut seine Schuldigkeit nur halb."

"Verzeihen Sie — ich darf mich da nicht einmischen. Es war ja auch eigentlich nicht das, was ich sagen wollte. Ich habe nur Fräulein Walli so verstanden, als beabsichtigten Sie, sich jetzt wieder ganz der Automobilfabrikation zu widmen. Und das kann doch nicht ernstlich Ihre Absicht sein."

"Ja, das habe ich vor. Die Umstände zwingen mich dazu."

"Oh, das kann nicht sein! Das ist unmöglich! Ein Künstler von Ihrer Bedeutung — hier unter Maschinen!"

"Mein liebes Fräulein Sigrid, kein Künstler steht so hoch, daß ehrliche Arbeit für ihn erniedrigend wäre. Ob ich im Konzertsaal den ‚Erlkönig‘ singe oder ob ich Automobile baue, ist ganz gleichgültig, solange ich rechtschaffen meine Schuldigkeit tue. Ja, seit ich zu meinem früheren Berufe zurückgekehrt bin, ist mir's fast, als befände ich mich erst jetzt wieder auf dem rechten Weg."

"Damit belügen Sie sich! Ich bin ja noch keine Künstlerin und werde vielleicht nie eine sein; aber das weiß ich doch, daß es ein hoher und heiliger Beruf ist, der sich mit keinem anderen vergleichen läßt. Erinnern Sie sich nicht mehr an das, was Sie mir bei unserer ersten Begegnung sagten? Man müsse sich seiner Kunst mit allen Kräften der Seele widmen und sich durch nichts von dem Wege ablenken lassen, der zu den höchsten Zielen führt. Wie stimmt Ihr jetziger Entschluß damit überein?"

"Es war anders gemeint, als Sie es jetzt deuten. Um über unser Schicksal zu bestimmen, müssen wir vor allem

frei sein. Höher als alle künstlerischen Ideale steht das Gebot der Pflicht. Der Pflicht gegen die Menschen, die uns die nächsten sind, und der Pflicht gegen das Gesetz unserer eigenen Ehre. Ob es mir leicht oder schwer fällt, meine Laufbahn als Sänger aufzugeben, kommt für mich jetzt nicht mehr in Betracht. Ich habe ein gefährdetes Werk wieder aufzurichten und habe den guten Namen meines Bruders reinzuwaschen von häßlichen Flecken. Das sind sehr bürgerliche und unkünstlerische Aufgaben — ich gebe es zu. Aber es sind eben die dringlichsten. Ein Sänger mehr oder weniger, daran geht niemand zugrunde. Ein bankrotttes Unternehmen und ein entehrter Kaufmann, der Bernward heißt, das sind unendlich viel wichtigere Dinge als der Glanz eines leicht vergänglichen Künstlerruhms.“

Sigrid stand mit gesenktem Kopfe. Seine Worte hatten sie unverkennbar nicht überzeugt, aber der Einfluß seiner Beredsamkeit war zu stark, als daß sie noch etwas zu erwidern gewagt hätte. Nach einer langen Stille erst sagte sie sehr kleinlaut und mit Tränen in der Stimme: „Um wieviel unwichtiger müssen Ihnen dann meine Enttäuschungen und Kummernisse erscheinen!“

„Ihre Kummernisse, Fräulein Sigrid? Bei Gott, sie sind mir nicht gleichgültig. Aber wollen Sie mir nicht sagen, worin sie bestehen?“

„Das können Sie noch fragen. Hatte ich nicht alle meine Hoffnungen auf Sie gesetzt? Wollte ich es nicht durch Ihren Unterricht zu etwas bringen?“

„Und nun muß es damit aus sein. Da habe ich Sie freilich um Verzeihung zu bitten. Aber ich werde Ihnen einen anderen tüchtigen Vortragsmeister empfehlen. Ihre Ausbildung soll nicht darunter leiden, daß ich nicht imstande bin, mich ihr weiter zu widmen.“

„Sie wissen, daß es da keinen Ersatz für mich gibt. Aber es ist wohl maßlos unbescheiden, daß ich so spreche.“

„Nein. Es ist eine Anerkennung, die mich unter anderen Umständen sehr glücklich machen würde. Aber es kann doch nicht sein. Haben Sie Mitleid mit mir, Sigrid! Es ginge über meine Kraft.“

„Warum, Herr Bernward? Wenn Sie mir nur hie und da noch eine Stunde gäben —“

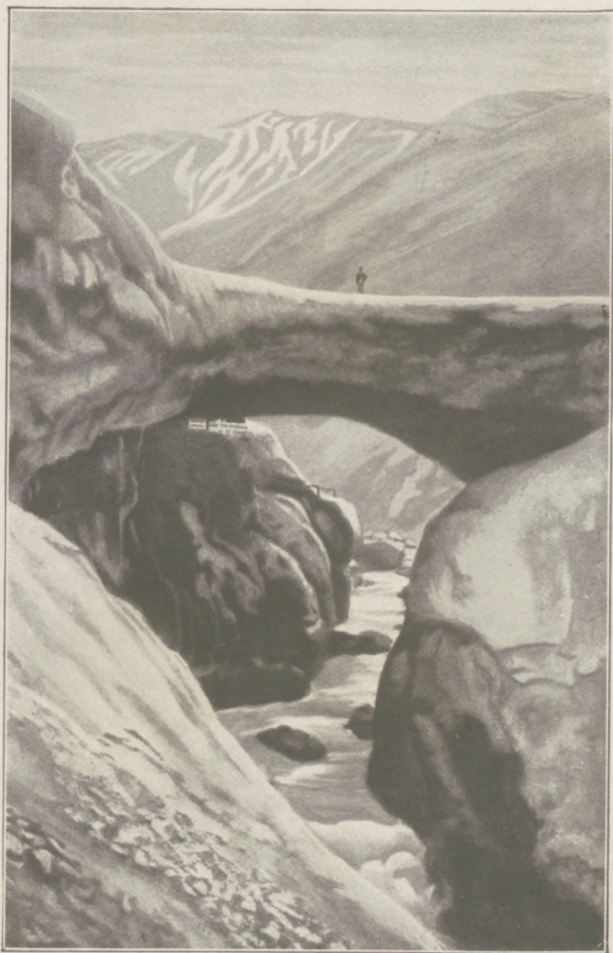
„Verlangen Sie das nicht von mir — nur das nicht. Ich biete ja alle Kraft auf, um mein Schicksal zu tragen; das aber ginge über mein Vermögen. Fühlen Sie denn nicht, weshalb ich Sie meiden muß — weshalb es für mich fortan keine härtere Qual geben würde als Ihre Nähe?“

„O Herr Bernward, womit habe ich dies grausame Wort verdient?“

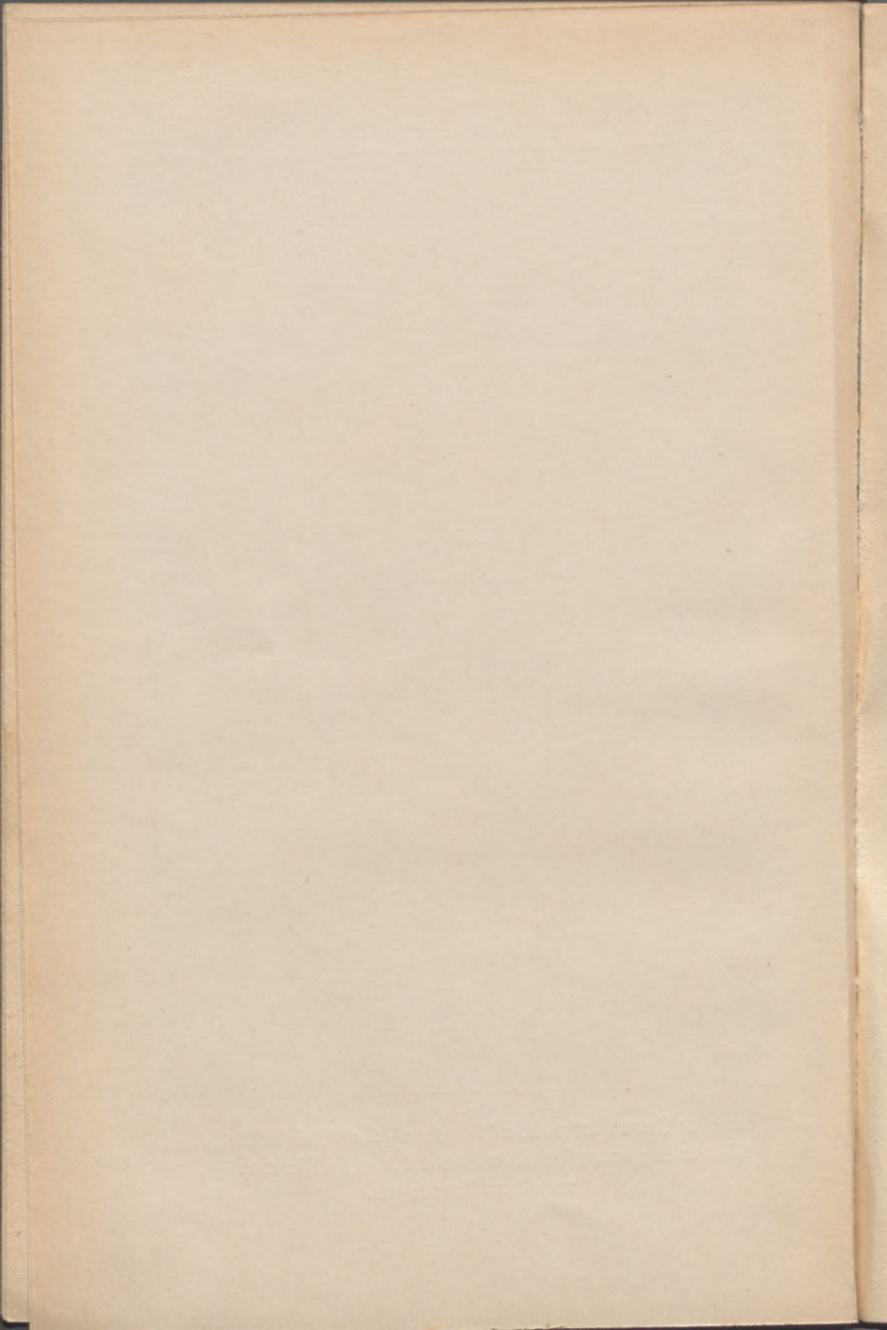
„Grausam? Gegen mich — doch nicht gegen Sie! Denn Sie sind für mich bis zu dieser Stunde der Inbegriff alles Glückes gewesen. Ich habe mir keine Zukunft mehr träumen können ohne Sie. Wie sollte ich mein Leben weiterführen, wenn ich Sie auch künftig als ewig unerreichbar vor Augen haben sollte?“

Sie schwieg, aber sie schien weder beleidigt noch überrascht oder niedergeschmettert. Er wartete sekundenlang auf ihre Antwort, und da sie nicht kam, fuhr er mit gepreßtem Atem fort: „Ich hätte Ihnen das vielleicht nicht sagen sollen — jetzt, wo es doch keinen Sinn mehr hat. Aber ich möchte nicht so von Ihnen scheiden. Darum sollen Sie es hören, daß Sie mich ein paar glückliche Wochen hindurch unsagbar reich gemacht haben. Ich danke Ihnen dafür, Sigrid, danke Ihnen aus tiefstem, vollem Herzen.“

Er wollte ihr seine Hand entgegenstrecken; da sah er, daß sie vom Öl der Maschinen beschmutzt war, und



Puente de Inca (Argentinien), eine natürliche Felsbrücke in den Anden in zweitausendsiebenhundertzwanzig Meter Höhe, nahe dem Aconcagua.



verbarg sie beschämt. Doch Sigrid griff mit einem kleinen fröhlichen Aufschlachen danach und hielt sie mit ihren beiden Händen fest.

„Und nicht einmal einen Händedruck soll ich dafür haben? Wissen Sie denn überhaupt, ob ich damit zufrieden bin? Ob ich nicht eine viel, viel größere Belohnung verlange?“

„Fordern Sie jede, die ich zu geben vermag. Mit allem, was ich bin und habe, stehe ich zu Ihrer Verfügung.“

„Was Sie haben, begehre ich nicht. Mich verlangt nur nach dem, was Sie sind. Es ist schrecklich, daß ich es aussprechen muß, und ich schäme mich so sehr. Aber Sie lassen mir ja keine Wahl.“

Ihre sprechenden dunklen Augen waren voll zu ihm aufgeschlagen, eine grenzenlose Hingabe leuchtete ihm aus ihnen entgegen. Und er war bei all seiner Selbstbeherrschung auch nur ein schwacher Mensch. Er legte seinen Arm um sie und zog sie an seine Brust.

„Sigrid! Mein geliebtes teures Mädchen!“

Ihre frischen Lippen lachten dicht vor seinem Munde, und er widerstand der Versuchung nicht, sie heiß und innig zu küssen. Augenblicke glückseliger Selbstvergessenheit waren es, die sie durchlebten. Dann atmete Sigrid tief auf und bog ihren Oberkörper zurück.

„Nun habe ich sehr unschicklich und unweiblich gehandelt, nicht wahr?“

Er drückte sie noch einmal an sich, dann entließ er sie sanft aus seinem Arm.

„Du bist das herrlichste Geschöpf auf der Welt, Sigrid! Ich werde die Erinnerung an diese Minute als die köstlichste meines Lebens bewahren.“

Wie die Vorahnung von etwas Entsetzlichem beschattete es ihr Gesicht.

„Was heißt das, Klaus? Willst du mich etwa jetzt noch zurückweisen?“

„Ich will tun, was ich muß. Du darfst nicht in der nächsten Stunde zu der Erkenntnis kommen, daß du deine Liebe einem Ehrlosen geschenkt hast.“

Sie wich um einen Schritt zurück und sah ihn groß an.

„Einem Ehrlosen?“

„Keinen anderen Namen könnte ich für meine Handlungsweise finden, wenn ich deine hochsinnige Offenherzigkeit schändlich mißbrauchen wollte. Der, den du liebst, ist der Sänger, der Künstler — der sich dir geben würde, ist der simple Ingenieur. Die Enttäuschung scheint dir jetzt vielleicht gering, aber du würdest sie viel schwerer empfinden, als du in diesem Augenblick ahnen kannst. Und auch wenn sonst nichts zwischen uns stände — deine glänzenden Zukunftsaussichten und meine Armut, meine ungewisse Zukunft — auch wenn ich angesichts meiner gegenwärtigen Verpflichtungen überhaupt das Recht hätte, mich an ein anderes Wesen zu binden, könnte ich dir als Mann von Ehre nichts sagen als: Wir müssen Abschied nehmen für immer.“

Das Telephon im Nebenraum meldete sich, und ein Bürofräulein steckte den Kopf zur Tür herein.

„Ein Anruf aus dem Krankenhause, Herr Bernward!“

Klaus warf der regungslos dastehenden Sigrid einen bittenden Blick zu und wandte sich nach dem Apparat. Es war Walli, die nach ihm verlangte.

„Thomas ist zum Bewußtsein gekommen,“ sagte sie. „Aber seine Gedanken sind noch ganz unklar, und er hat hohes Fieber. Ich wäre dir sehr dankbar, wenn du recht bald herkommen könntest.“

„Gewiß — ich werde kommen; in längstens einer Stunde bin ich dort.“

Er hängte hastig den Hörer ein und kehrte in das Kontor zurück. Aber er fand es leer. Sigrid hatte seine kurze Abwesenheit benützt, sich ohne ein Wort des Abschieds zu entfernen. Sie konnte das Fabrikgrundstück kaum verlassen haben, und Klaus machte eine ungestüme Bewegung gegen die Tür hin, als wolle er ihr nachsehen, um sie zurückzurufen. Noch vor der Schwelle aber blieb er mit geballten Fäusten und zusammengepreßten Lippen stehen.

Nein, es war am besten so. Was hätte er denn jetzt noch sagen können, ohne den Schmerz der furchtbaren Wunde zu vergrößern, die er ihr geschlagen! Sie konnte ihm diese Abweisung nie verzeihen, denn sie mußte sie als einen unerhörten Schimpf empfinden. Aber lieber mochte sie ihn verachten, als daß sie ihre ganze Zukunft an ihn verlor.

Wolf Wendelgard hatte den Wunsch geäußert, daß ihn Sigrid in ein Sinfoniekonzert begleite; die Ärzte hatten es ihm erlaubt. Während des ganzen Tages hatte es den Anschein gehabt, als würde das junge Mädchen nicht imstande sein, der Aufforderung zu entsprechen, denn sie litt so unverkennbar, daß man es ihr ansah, unter einem starken Unwohlsein, über dessen Natur sie sich jedoch ihrer Mutter gegenüber trotz wiederholter Fragen nicht aussprechen wollte.

„Es ist etwas Kopfschmerz,“ sagte sie. „Aber ich hoffe, es wird sich bis zum Abend so weit bessern, daß ich Wolf nicht abzusagen brauche.“

Zur festgesetzten Zeit bestand Sigrid darauf, sich in das Konzertlokal zu begeben, obwohl sie noch immer bleich und abgespannt aussah. Frau von Alwar ging nicht mit, da sie die Einladung einer Bekannten zu einem Abendtee

angenommen hatte; sie begleitete deshalb ihre Tochter nur bis an den Eingang des Saales. Sie wußte, daß Wolf Sigrid dort erwartete.

Auch Wolf Wendelgard fiel Sigrids angegriffenes Aussehen sofort auf, aber sie beruhigte ihn auf seine herzlich besorgte Frage mit einem kaum merkbar gezwungenen Lächeln und bemühte sich, liebenswürdig wie immer auf seine Unterhaltung einzugehen.

Die Beethovensche Sinfonie, die man spielte, war ihre Lieblingskomposition, und Wolf hatte ihr mit der Einladung eine besondere Freude machen wollen. Er fand es begreiflich, daß Sigrid mit geschlossenen Augen in ihrem Sessel lehnte, um die gewaltige Wirkung der herrlichen Tonfluten nicht durch störende äußere Eindrücke beeinträchtigen zu lassen. Aber vom ersten Augenblick an betrachtete er sie unausgesetzt, und es erfüllte ihn mit kaum verhehlbarer Bestürzung, als er plötzlich sah, daß große Tränen unter ihren Lidern hervordrangen und über ihre Wangen rannen.

„Was ist dir, liebste Sigrid?“ flüsterte er, sich zu ihr neigend, mit mühsam verborgener Erregung. „Ist es die Musik, die dich so angreift?“

Sie machte eine Bewegung, als ob sie sich gewaltsam zusammenraffen wolle, aber der weiche, teilnehmende Ton seiner Stimme hatte den letzten Rest ihrer Widerstandskraft gebrochen. Ein heftiges, fassungsloses Schluchzen erschütterte ihren Körper, und sie preßte das Taschentuch an die Augen.

Da sie den Ausgang der Loge mit einem Schritt gewinnen konnten, zog Wolf ihren Arm mit sanfter Gewalt unter den seinigen und führte sie auf den Gang hinaus.

Sie folgte ihm willenlos, noch immer von wildem

Weinen geschüttelt, duldete, daß er den Mantel um ihre Schultern legte und sie zum Wagen hinabführte.

Ihre zuckende Hand fest in der seinigen haltend, saß er, im Innersten ergriffen, ohne zu ahnen, was ihr geschehen war, schweigend neben ihr, bis sie vor der Pension der Frau Doktor Dühringsfeld hielten.

„Du erlaubst doch, daß ich dich hinaufbegleite?“ fragte er.

Oben im Wohnzimmer blieb er wartend stehen, als sei er bereit, sich fortschicken zu lassen, wenn ihr seine weitere Gesellschaft lästig sei. Aber sie hielt ihn durch eine bittende Gebärde zurück.

„Geh noch nicht fort, Wolf!“ bat sie leise mit bebender Stimme. „Und sei mir nicht böse. Ich will mich ja auch, so gut ich kann, zusammenehmen.“

Er zog sich einen Stuhl neben das Ruhebett, auf das sie kraftlos niedergesunken war, und streichelte beruhigend ihre Rechte.

„Kannst du mir nicht anvertrauen, Sigrid, was dir fehlt? Darf ich nicht erfahren, was dich so erschütterte? Kann ich denn gar nichts für dich tun?“

Sie machte eine hoffnungslos verneinende Kopfbewegung.

„Ich bin so unglücklich. Und niemand kann mir helfen.“

„Aber ich kann doch versuchen, dein Unglück mit dir zu tragen. Laß mich wenigstens erfahren, was dich bedrückt. Es ist so schwer für mich, dich leiden zu sehen, ohne die Ursache zu kennen.“

„Ich kann dir's doch nicht sagen. Keinem Menschen kann ich es offenbaren.“

„Und wenn du dein Leid und deinen Kummer sonst niemand bekennen dürftest, zu mir magst du dich getrost darüber aussprechen. Glaubst du vielleicht nicht an meine

Freundschaft, Sigrid? Weißt du denn nicht, daß ich dir so herzlich wie ein Bruder zugetan bin?"

"Ich weiß es, Wolf! Es tut mir weh, wenn du glaubst, ich wüßte das nicht. Aber es kann nicht sein. Du würdest zu schlecht von mir denken."

"Auf die Gefahr hin darfst du es immer wagen. Und vielleicht kann ich dir ein wenig zu Hilfe kommen. Steht dein Kummer in irgend einem Zusammenhang mit Klaus Bernward?"

"Mein Gott, wer hat dir das verraten?"

"Eine Stimme in meinem Herzen. Und, nicht wahr, sie hat mich nicht getäuscht?"

"Weißt du, was mit Klaus Bernward geschehen, was ohne seine Schuld über ihn hereingebrochen ist — welches furchtbare Schicksal ihn getroffen hat?"

"Nichts weiß ich. Woher sollte ich es in meiner Abgeschlossenheit erfahren haben. Aber ich bitte dich, es mir zu sagen."

"Sein Bruder — ach, ich weiß nicht, ob ich es preisgeben darf."

"Wenn es dich beruhigen kann, daß ich dich meiner selbstverständlichen und unbedingten Verschwiegenheit versichere, so sei es hiermit getan. Du weißt ja, ich betrachte Klaus Bernward doch auch als meinen Freund."

"Ach ja, du mußt ihm ein Freund sein, Wolf! Er verdient es gewiß. Sein Bruder ist in geschäftliche Schwierigkeiten geraten. Und er ist schwer erkrankt. Die Fabrik, die ihnen gemeinsam gehört, steht vor dem unaufhaltsamen Untergang. Nur dadurch, daß er selbst ihre Führung übernimmt, glaubt Klaus Bernward, das Unternehmen vielleicht noch retten und halten zu können. Und er ist fest entschlossen, es zu tun, obwohl er dann seine Künstlerlaufbahn für immer aufgeben muß."

„Ist es das, was dich so erschüttert und dir so furchtbar erscheint?“

„Ja, begreiffst du denn nicht, was das heißen will? Kann es denn für einen begnadeten und anerkannten Künstler ein schwereres Opfer geben?“

„Doch, es gibt vielleicht noch größere, Sigrid. Und ich verstehe nur halb, was dich daran so außer dir bringt. Nichts wird Herrn Bernward verhindern, zu seinem Sängerberuf zurückzukehren, nachdem es ihm, wie ich hoffe, gelungen sein wird, die augenblicklichen Schwierigkeiten zu überwinden.“

„Das ist seine Meinung offenbar nicht, denn er hat sich von mir für immer verabschiedet. Ich werde ihn gewiß niemals mehr wiederssehen.“

Ihre Tränen flossen aufs neue.

Wolf Wendelgard sah still vor sich hin.

„Das ist freilich etwas anderes. Hat er dir das gesagt?“

Sie nickte, und so mutlos, so todestraurig war ihr Gesicht, daß es für Wolf keines weiteren Geständnisses bedurfte, um die ganze Größe ihres Herzeleids zu ermessen. Und doch fühlte er sich fast wider Willen gedrängt, noch weiterzufragen: „Und er wußte, wie hart es dich treffen würde?“

Sigrid schlug beide Hände vor das Gesicht. Ihre tiefe Beschämung hinderte sie zu antworten. Da beugte er sich tief über sie herab.

„Sage mir nur das eine, Sigrid: hast du ihn sehr lieb?“

„Oh, so lieb — so lieb! Er war mir mehr als das Leben.“

„Und du ließeest es ihn ahnen?“

„Ich habe es ihm gesagt. Und er hat mir versichert,

daß auch er mir gut sei. Nur weil er ein armer Mann geworden ist — nur, weil er auf seine Künstlerlaufbahn verzichten muß, meinte er genötigt zu sein, mir entsagen zu müssen.“

„Sigrid, willst du mir erlauben, mit Herrn Klaus Bernward zu reden?“

„Wozu soll das nützen? Du wirst seinen Sinn doch nicht zu ändern vermögen. Er gehorcht einem Gebot seiner Ehre. Und ich kann mich doch nicht so tief erniedrigen, ihn um seine Liebe zu bitten, nachdem er mich verschmäht hat.“

„Davon kann allerdings nicht die Rede sein. Ich wäre gewiß der letzte aller Menschen, der dich einer Erniedrigung aussetzte. Aber vielleicht gibt es noch einen andern Weg, dir zur Erfüllung deiner Wünsche zu verhelfen. Lege das Schicksal deiner Liebe in meine Hand, Sigrid! Was ein aufrichtiger Freund für dich zu tun vermag, das soll geschehen.“

Er hatte sich bemüht, in einem ruhig überredenden Ton zu sprechen. Mußte er sich doch fast übermenschliche Gewalt antun, um die Fülle seiner eigenen Empfindungen zurückzudrängen und sie nicht ahnen zu lassen, wie es in seinem eigenen Innern wogte und stürmte. Und sie fühlte in diesem Augenblick nichts anderes als seine großmütige, uneigennütige Freundschaft, als seine hochherzige Menschenliebe, die kein anderes Wesen leiden sehen konnte. Ohne zu ahnen, welche Qualen ihm ihre heiße Dankbarkeit bereitete, schlang sie ihre Arme um seinen Hals und barg ihr tränenüberströmtes Gesicht an seiner Brust.

Er fühlte die Wärme ihres Körpers, und alle Versuchungen seines Blutes wurden noch einmal in ihm lebendig. Ein schier unwiderstehliches Verlangen erfaßte

ihn, sie stürmisch an sich zu pressen und ihr das Bekenntnis seiner eigenen Liebe ins Ohr zu flüstern. Wenn er sie jetzt anflehte, ihn zu erhören, wenn er ihr verhieß, in Demut um sie zu dienen, bis sie diesen Sänger über ihm vergessen hätte, würden seine inständigen Bitten dann nicht vielleicht den Weg zu ihrem Herzen finden? Würden nicht vielleicht ihr beleidigter Stolz und das Mitleid mit seiner hingebenden Treue den Sieg davontragen über die Leidenschaft, die jetzt noch all ihr Denken und Fühlen beherrschte?

Alle diese Eingebungen wirbelten durch sein Gehirn und machten ihn irre in seiner schwer erkämpften Standhaftigkeit. Da fuhr ihm wieder jener seine, schmerzhafteste Stiche durch den Kopf, den er schon vor einigen Tagen gespürt hatte. Und es war, als hätte er ihm seine Besinnung zurückgegeben. Er strich ihr mit der Hand weich über das Haar und machte sich sanft aus ihrer Umarmung frei.

„Du wirst mir versprechen, tapfer und standhaft zu bleiben, bis ich komme, dich über das Ergebnis meiner Bemühungen zu unterrichten. Ich werde dazu vielleicht einige Tage Zeit brauchen; aber ich hoffe zuversichtlich, daß ich dir Gutes melden darf.“

„Ich werde warten, Wolf! Und bis an das Ende meines Lebens werde ich niemals aufhören, dir für alles zu danken, was du tun willst.“

Wenn Siegmund Ermat stark beschäftigt war, gehörte es zu seinen Gewohnheiten, sich nach dem Diner in dem neben dem Speisezimmer eingerichteten Billardzimmer eine Stunde lang dem angenehmen zerstreuenden Spiel hinzugeben, das ihm die mangelnde körperliche Betätigung ersetzte. Auch heute war er in Hemdärmeln

eifrig bei diesem Vergnügen, als das Mädchen hereinkam, um ihm den Besuch des Herrn von Gerburg zu melden. Mit einer ärgerlichen Grimasse wehrte Ermat widerwillig ab.

„Er soll mich in meinem Büro auffuchen. Jetzt bin ich nicht zu sprechen.“

Das Mädchen ging. Zwei Minuten später erschien Gerburg auf der Schwelle.

„Mir ist eine Bestellung ausgerichtet worden, die unmöglich für mich bestimmt gewesen sein kann. Man weist mich nicht ab wie einen lästigen Bittsteller, Herr Ermat!“

„Und man schlägt hier nicht einen solchen Ton an, Herr von Gerburg! Haben Sie mich verstanden? — Was wir überhaupt noch miteinander zu tun haben, ist meines Wissens rein geschäftlich.“

„Meinetwegen. Aber es kann ebensowohl hier abgemacht werden. Sie schulden mir noch hunderttausend Mark.“

„Von einem Schuldverhältnis ist keine Rede. Es mag sein, daß ich Ihnen ein Darlehen in dieser Höhe versprochen habe, und ich habe mich bis jetzt nicht geweigert, es Ihnen zu geben. Aber ich habe nicht zugesagt, daß das heute oder morgen geschehen wird. Sie werden sich also gedulden müssen.“

„Auf solche Winkelzüge kann ich mich nicht einlassen. Ich brauche das Geld jetzt.“

„Wozu denn? Weshalb haben Sie es mit einemmal so eilig?“

„Ich beabsichtige, eine Reise ins Ausland anzutreten.“

Ermats häßliches Gesicht verzog sich zu einem widerwärtigen Grinsen.

„Eine Reise, von der Sie vorgestern noch nichts wußten? Haben Sie denn dazu plötzlich so triftige Gründe anzuführen?“

„Das könnte Ihnen gleichgültig sein. Aber ich will es Ihnen verraten. Ja, ich habe einen Brief von Baron Wendelgard erhalten, den ich nicht gern beantworten möchte.“

„So? Was hat er Ihnen denn geschrieben, das Sie zur Abreise nötigen könnte?“

„Daß Sie Dummheiten gemacht haben, Herr Ermat — heillose Dummheiten. Ich habe Sie gewarnt, aber Sie wollten ja nicht auf mich hören.“

„Und was für Dummheiten, die ich nicht begehen durfte, sollten das gewesen sein?“

„Sie sind mit Ihren falschen Schätzungen zu plump vorgegangen. Ihre Berliner Sachverständigen haben sich aufgeführt wie ungeschickte Schwindler. Jedes Kind in Bisdorf kann ihnen die Fälschungen nachrechnen. Wenn Wendelgard den verschiedenen Denunziationen Gehör schenkt, die bei ihm eingelaufen sind, dann kriegen Sie den schönsten Prozeß auf den Hals — wenn nicht etwas Schlimmeres die Folge sein wird.“

„Darauf lasse ich es getrost ankommen. Ich bin in jeder Hinsicht gedeckt. Ich habe meine Sachverständigen für durchaus einwandfrei gehalten.“

„Wenn Sie unter Ihrem Eid aussagen müssen, welche Honorare sie von Ihnen empfangen, dürften dem Gerichtshof einige Zweifel an Ihrem guten Glauben kommen.“

„Außerdem habe ich ja Sie. Ich kann mich jederzeit hinter Ihre Angaben und Ihre Vollmacht zurückziehen.“

„Täuschen Sie sich darin nicht. Durch diese Hintertüre

werden Sie keinen Ausweg finden. Wenn ich übrigens gewußt hätte, mit welchen Mitteln Sie arbeiten wollen, hätte ich mich auf das Geschäft nie eingelassen.“

„Das ist jetzt einerlei. Wenn ich ein Betrüger bin, sind Sie es nicht weniger. Das ist nun mal in der Welt so. Gleiche Brüder, gleiche Rappen.“

„Ich habe keine Veranlassung, mich darüber mit Ihnen auseinanderzusetzen. Jedenfalls ziehe ich es nach reiflicher Überlegung vor, im Fall eines kaum vermeidbaren und höchst zweifelhaften Prozesses der Zeugenschaft möglichst weit aus dem Weg zu gehen. Und deshalb ersuche ich Sie, vor allem Ihrer Verpflichtung gegen mich nachzukommen.“

„Fällt mir nicht im Traum ein. Ich wiederhole Ihnen, daß ich mich vor einer Klage des Herrn von Wendelgard ebenso wenig fürchte wie vor seiner Strafanzeige, vor der Sie sich zu fürchten scheinen. Bleiben Sie also ruhig hier. Ich werde die Sache schon ordnen. Und wenn sie im reinen ist, dann kriegen Sie Ihr Geld. Früher gebe ich Ihnen nicht einen Pfennig.“

„Und Sie glauben, daß ich mich damit abspeisen lasse? Ich habe Ihre Zusage schwarz auf weiß.“

„Machen Sie sie doch geltend, wenn Sie sich etwas davon versprechen. Aber hüten Sie sich, daß Sie dabei nicht selber in die Falle geraten. Es könnte anders ausgehen, als Sie denken.“

„Das ist eine ganz nichtsnutzige Erbärmlichkeit, Herr Ermat! Und eine höchst unüberlegte Torheit obendrein, um nicht mehr zu sagen. Wollen Sie mich übrigens mit Gewalt zu Ihrem Widersacher machen?“

„Ich will nur verhindern, daß Sie mich im Stich lassen. Das ist doch wohl das wenigste, was ich für mein Geld verlangen kann.“

Er setzte das Billardqueue wieder zum Stoße an, wie zum Zeichen, daß er eine weitere Erörterung dieser Angelegenheit für überflüssig halte.

Da wurde, noch ehe Gerburg ihm antworten konnte, die zweite Tür desselben Zimmers ungestüm aufgerissen, und Frau Lucy stürmte in großer Erregung herein.

„Gut, daß ich dich finde, Siegmund! Ist es wahr, was ich eben gehört habe? Thomas Bernward ist seit einigen Tagen todkrank?“

Er drehte sich scheinbar gleichgültig um.

„Möglich, daß es wahr ist. Weshalb fragst du mich danach? Was geht's mich an?“

„Was es dich angeht? Kannst du in Abrede stellen, daß du ihn dahin gebracht hast — daß du die Schuld trägst an seinem Tod?“

„Stuß! Bleib mir mit solchen Albernheiten vom Leib!“

Aber sie war nicht in der Gemütsverfassung, sich so abfertigen zu lassen. Mit blißenden Augen stellte sie sich zwischen ihn und das Billard.

„Nein! Du entkommst mir jetzt nicht. Du mußt mir Rede stehen. Ich will wissen, ob du die Schurkerei bis zum letzten treiben willst. Gedenkst du auch gegen einen Sterbenden noch vorzugehen?“

„Sterbend oder nicht — er ist mir Geld schuldig, und mein Geld muß ich haben — von ihm oder meinetwegen von seinen Erben.“

„Lump!“ schrie sie ihm ins Gesicht; rasend vor Zorn hatte sie alle Rücksicht vergessen.

Da verlor auch Ermat seine Selbstbeherrschung. Ein Faustschlag traf sie, daß sie zurücktaumelte.

Mit einem Sprung war Gerburg zwischen ihnen und stieß den Wütenden wüthig vor die Brust.

„Wagen Sie es, sich an Ihrer Frau zu vergreifen, Sie elender Wicht, und Sie kommen diesmal nicht mehr lebendig aus diesem Zimmer.“

„Oh, laß doch diesen elenden Menschen gewähren, Harald,“ rief Lucy, die in diesem Augenblick offenbar kaum noch wußte, was sie sprach. „Ich verdiene es ja nicht besser, nachdem ich mich so lange zu seiner Sklavin erniedrigt habe.“

„Schweig!“ brüllte Ermat sie an. „Pack dich aus meinem Haus! Geh betteln mit deinem Bernward. Ich will dich nicht mehr sehen.“

„Er ist nicht mein Geliebter, er war es nie! Aber der da — dein Freund und Spießgeselle Gerburg, der belog und hinterging dich, als er sich unter falscher Maske in dein Haus einschlich. Er ist mein Geliebter gewesen, bevor ich dich kennenlernte. Räche dich doch auch an ihm, wenn du das Herz und den Mut dazu hast.“

Eine furchtbare Veränderung ging in Ermats Aussehen vor. Sein häßliches Gesicht hatte sich plötzlich blaurot verfärbt und seine widerwärtigen Züge verzerrten sich zu einer schreckhaften Grimasse.

„Halunke!“ keuchte er. Seine Rechte umklammerte das Ende des Billardqueues, und er holte mit voller Kraft zum Schlage gegen Gerburg aus. Der fing mit raschem, gewandtem Griff den jäh erhobenen Arm auf. Aber er brauchte sich nicht weiter gegen den sinnlos wild gewordenen Riesen zu verteidigen, denn der entglitt ihm unerwartet unter den Händen und stürzte dumpf aufschlagend zu Boden.

Lucy stand erst wie gelähmt, mit wirrem Blick auf den regungslos Daliegenden starrend. Dann schrie sie schrill auf, drückte die Hände an die Schläfen und rannte aus dem Zimmer.

Gerburg ging zur Verbindungstür des Speiseraumes und riß sie auf.

„Einen Arzt!“ rief er. „Rasch! Herr Ermat ist ohnmächtig geworden.“

Während sich die Diensthoten mit scheuen, verängstigten Gesichtern hereindrängten, wartete er ruhig bis zur Ankunft des telephonisch herbeigerufenen Hausarztes. Als der Arzt kam, konnte er nur feststellen, daß Siegmund Ermat einem tödlichen Gehirnschlag erlegen sei.

Nur ein leiser, schwacher Hoffnungsschimmer war es, der sich Klaus Bernward und Walli gezeigt hatte, als sie am vierten Tage nach Thomas' Erkrankung das Zimmer der Klinik verließen. Er war zeitweilig bei Besinnung, doch das Fieber blieb auf seiner bisherigen Höhe, und das Herz arbeitete so schwach, daß man noch immer fürchten mußte, es werde ganz versagen.

Ob er den Bruder erkannte, wenn dieser an sein Lager trat, blieb ungewiß, denn er konnte nicht sprechen und lag meist mit geschlossenen Augen.

Walli aber war überzeugt, daß Thomas es wußte, wenn sie bei ihm saß. Sie verstand den Blick, den er manchmal auf sie richtete, und sie deutete sich das Zucken seiner Lippen, wenn sie mit einem ermutigenden Wort das Gesicht über ihn neigte, als ein Zeichen freudigen Erkennens. Der Arzt ließ sie bei diesem Glauben und erklärte tröstend, daß die Möglichkeit einer Genesung nicht ausgeschlossen sei, wenn der Patient nur Widerstandskraft genug aufbrächte, die nächsten acht Tage zu überstehen.

Da Walli wieder eine Nacht am Krankenbette durchwacht hatte, war sie jetzt todmüde und ließ sich durch Klaus' Zureden bestimmen, sich zu einigen Stunden der

Ruhe in das kleine Zimmer zurückzuziehen, das man ihr in der Klinik eingeräumt hatte.

Klaus ging wieder in die Fabrik, die er nur verließ, wenn ihn ein Besuch bei dem Bruder oder wichtige geschäftliche Besprechungen dazu nötigten. Er sah ein anderes Auto vor dem Hause halten und einen schlanken Herrn aussteigen, dessen Erscheinung ihm eigentümlich bekannt vorkam. In der nächsten Minute wußte er, daß er sich nicht getäuscht hatte, denn es war Baron Wolf von Wendelgard, der sich nach ihm umwandte. Herzlich erfreut durch das Wiedersehen, begrüßten sich die beiden Männer.

„Ich wünsche Ihnen Glück zu den Fortschritten Ihrer Genesung, Herr von Wendelgard! Daß Sie sich entschlossen haben, mich aufzusuchen, rechne ich Ihnen hoch an.“

„Da der Berg nicht zum Propheten kommt, komme ich zu Ihnen, vor allem, um mich nach dem Befinden Ihres Herrn Bruders zu erkundigen, von dessen Erkrankung ich durch Sigrid zu meinem tiefsten Bedauern erfuhr. Sein Zustand hat sich inzwischen hoffentlich gebessert.“

Klaus gab wahrheitsgemäß Auskunft, und die Niedergeschlagenheit stand ihm bereits wieder auf dem Gesicht geschrieben. Teilnehmend schob Wolf den Arm unter den seinen, und sie gingen über den Fabrikhof, um in das Kontor einzutreten. Da saßen sie einander ein paar Sekunden lang schweigend gegenüber, denn es war unverkennbar, daß Wendelgards Besuch einen ganz bestimmten, besonderen Zweck hatte und daß es ihm schwer fiel, die rechte Einleitung für sein Anliegen zu finden. Auch Klaus widerstrebte es, irgend ein nichts sagendes, alltägliches Gespräch zu beginnen. Er sah den Besucher

mit einer stummen, ermutigenden Frage an, und da raffte sich Wolf zusammen.

„Unsere Freundschaft ist erst von kurzer Dauer, Herr Bernward, aber ich täusche mich wohl nicht, wenn ich sie trotzdem für aufrichtig halte. Darum müssen Sie es mir verzeihen, wenn ich mich in Dinge mische, die mich eigentlich nicht kümmern sollten. Sigrid hat mir von Ihrem Entschluß gesprochen, Ihre künstlerische Laufbahn für immer aufzugeben und sich wieder Ihrem früheren Beruf zuzuwenden. Darf ich mir erlauben zu fragen, ob das im Ernst Ihre Absicht ist?“

„Im vollsten Ernst, Herr Baron! Es ist allerdings nicht mein freier Wille, der mich zu diesem Entschluß nötigte, sondern die unerbittliche Notwendigkeit, die mich dazu gebracht hat. Die Krankheit meines Bruders und die bedenkliche Lage der bis jetzt von ihm geleiteten Fabrik fordern unausweichlich mein energisches Eingreifen, wenn das ganze Unternehmen nicht zugrunde gehen soll.“

„Dazu läßt sich allerdings nichts sagen. Aber ich darf den Anlaß vielleicht benutzen, Ihnen einen meinerseits wohlbedachten Vorschlag zu machen, der immerhin Ihrer Überlegung wert sein dürfte.“

„Herr Baron, ich bin selbstverständlich gerne bereit, ihn zu hören.“

„Sie wissen, daß ich vor kurzem meine Besitzung verkauft habe, weil ihre Bewirtschaftung über meine Kräfte ging. Der Kaufpreis bringt mich in den Besitz eines recht beträchtlichen Kapitals, das ich, wie Sie begreifen werden, nicht gerne brachliegen lassen möchte. Ich wäre nun durchaus nicht abgeneigt, einen Teil davon in ein gutes industrielles Unternehmen zu stecken, das mir Aussicht auf angemessene Verzinsung gewährt. Und ich habe dabei an Ihre Automobilfabrik gedacht.“

Er hatte sich bemüht, ganz geschäftlich zu sprechen, aber er konnte nicht verhindern, daß ihm das Blut in die Wangen stieg und daß er einen verlegenen Eindruck machte.

Klaus sah ihn unverwandt an, dann sagte er liebenswürdig: „Ein anderer an meiner Stelle würde vielleicht mit beiden Händen nach diesem Anerbieten greifen, denn es sieht fast aus wie eine Errettung aus höchster Not. Ohne Zweifel ist Ihnen ja bekannt, in welcher Lage ich mich befinde.“

„Ich habe wohl allerlei gehört. Aber ich denke mir, es kann gewiß nicht so schlecht stehen um ein Unternehmen, das Sie selber noch nicht aufgeben wollen, an das Sie Hoffnungen setzen und dem Sie Ihre ganze Lebensarbeit widmen wollen.“

„Sie haben recht. So schlimm, daß ich die Flinte ins Korn werfen müßte, steht es noch nicht. Solange ich meinen klaren Kopf und meine gesunden Arme behalte, habe ich auch die Hoffnung, mich wieder emporzuarbeiten. Aber das ist nur mein persönlicher Glaube. Wenn Sie draußen herumfragen, wie es um die Bernwardsche Fabrik bestellt ist, wird man Ihnen sagen, daß sie so gut wie bankrott ist. Ein unnachsichtiger Gläubiger hat es in der Hand, ihr das letzte kümmerliche Lebenslicht auszublasen, und kein einsichtiger Geschäftsmann wird sich bereitfinden, die Summen zu opfern, die nötig wären, das leckere Schiff wieder flottzumachen. Das wird Ihnen nach meiner festen Überzeugung jeder sagen, bei dem Sie sich Auskunft holen könnten. Und nun antworten Sie mir, ob ich unter solchen Umständen auch nur einen Augenblick ernstlich daran denken dürfte, das mir von Ihnen angebotene Kapital anzunehmen.“

„Es genügt mir, daß Sie an die Zukunft Ihres Werkes

glauben. Ich bemerke noch, daß ich auf irgend einen Ertrag meines Vermögens durchaus nicht angewiesen bin. Selbst wenn es verloren ginge, wäre ich darum immer noch kein armer Mann.“

„Sie wollen mir damit also gewissermaßen ein Geschenk machen?“

Wolf vermied es, Klaus Bernward anzusehen, und bewegte hilflos die Schultern.

„Mein Gott, stehen Sie mir doch ein wenig bei! Ich kann mich mit Ihnen nicht auf eine lange geschäftliche Erörterung einlassen. Denn ich verstehe nichts von Automobilen und kaufmännischen Dingen. Ich spreche zu Ihnen als der Freund zum Freunde und als ein Ehrenmann zum andern. Wenn ich nun wirklich nur von dem Wunsch geleitet würde, Ihnen in Ihrer Bedrängnis beizustehen und dafür zu sorgen, daß Ihr großes Opfer nicht umsonst gebracht wird — wenn Sie mir eine wahre, innige Freude damit bereiteten, daß Sie meine dargebotene Hand annehmen, wollen Sie sich denn dann durch die nüchternen Bedenken einer, wie ich obendrein überzeugt bin, höchst übertriebenen Gewissenhaftigkeit davon abhalten lassen, ja zu sagen?“

„Noch eine Frage, ehe wir weitersprechen, Herr Baron! Geschieht es auf die Veranlassung von Fräulein Sigrid von Alwar, daß Sie mir Ihren unerwarteten Vorschlag machen?“

„Sie weiß nichts davon. Ich handle aus eigenem Antrieb.“

„Und ihre Person hat nichts mit Ihrer großmütigen Absicht zu schaffen?“

„Darauf kann ich Ihnen als ehrlicher Mann nicht ohne weiteres mit Nein antworten. Und da Sie mich so geradezu fragen, bin ich Ihnen wohl rückhaltlose Offen-

heit schuldig. Das Kapital, das ich Ihnen für Ihr Unternehmen zur Verfügung stellen will, ist das persönliche Eigentum des Fräuleins Sigrid von Allwar. Und ich wünsche, es bei Ihnen für sie anzulegen.“

„Und das soll ohne ihr Vorwissen geschehen, wie Sie sagen, wenn ich Sie recht verstanden habe?“

„Ja. Aber unter der Voraussetzung ihrer Einwilligung. Es handelt sich nämlich um einen Teil der Erbschaft, die ihr nach meinem Tode, laut letztwilliger Verfügung meinerseits, zufallen wird. Daß sie mit der Verwendung widerspruchslos einverstanden sein würde, brauche ich Ihnen wohl nicht erst noch zu versichern.“

„Was berechtigt Sie zu dieser Überzeugung, Herr Baron?“

Wolf tat, als hätte er die Frage gar nicht gehört.

„Ich würde mich auf die Beteiligung an Ihrem Unternehmen nicht bedingungslos einlassen, Herr Bernward. Es ist meine Absicht, bald nach dem Süden zu reisen, und ich werde voraussichtlich nie nach Deutschland zurückkehren. Aber ich möchte meine Cousine, die mir sehr teuer ist, nicht schutzlos hier zurücklassen. Und ich möchte außerdem, daß sie ihre Ausbildung zur Sängerin vollendet. Beides, das Amt ihres Beschützers und das ihres Lehrers, aber kann ich nur in die Hände einer Persönlichkeit legen, zu der ich uneingeschränktes Vertrauen habe. Würden Sie sich weigern, wenn ich Sie bäte, das zu übernehmen?“

„Nun muß ich Ihnen wohl glauben, daß Sigrid nichts von Ihrem Plan weiß. Hätten Sie mit ihr davon gesprochen, so würde sie Ihnen gesagt haben, daß ich in Zukunft weder ihr Beschützer noch ihr Lehrer sein kann. Sie würde das eine ebenso entschieden ablehnen wie das andere.“

„Und wenn ich nun gewiß wäre, daß gerade das Gegenteil wahr ist?“

„Ich kann nicht fassen, wie das möglich werden sollte, ich verstehe nicht, Herr Baron . . .“

„Sie werden nicht verlangen, daß ich Ihnen noch weitere Erklärungen gebe. Denn ich müßte mich sehr in Ihnen getäuscht haben, wenn Sie mich noch immer nicht verstanden. Weisen Sie mein Anerbieten auch jetzt noch zurück, so erklären Sie damit, auch ohne mit klaren Worten auszusprechen, daß Sie die Liebe des besten und edelsten Geschöpfes verschmähen. Wie ich danach Ihr früheres Verhalten gegen Fräulein von Alwar beurteilen müßte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen.“

Wie er jetzt vor Klaus Bernward stand, war er nur noch der vornehme Mann, der Antwort heischt auf eine tiefernste Frage.

Freimütig und ohne mit den Wimpern zu zucken, sah ihm der andere ins Gesicht.

„So lassen Sie mich Ihnen denn auf mein Ehrenwort versichern, daß ich Fräulein Sigrid seit der Stunde unserer ersten Begegnung geliebt habe und daß es bis zum Eintritt dieser Katastrophe mein heißester Wunsch war, sie mir zu erringen. Einzig die Überzeugung von der Unmöglichkeit einer Vereinigung bestimmte mich, ihr zu entsagen. Sähe ich den Weg, sie zu meiner Frau zu machen, so würde ich mein Herzblut dafür hingeben, ihn zu gehen.“

„Ich habe den Weg Ihnen gezeigt. Hier ist meine Hand — schlagen Sie ein. Und bleiben Sie des Glückes würdig, das Sie erwartet.“

Stumm, in schwerstem innerem Kampfe stand Klaus Bernward da. Dann erhob er den Arm und legte seine Rechte in die ausgestreckte Hand Wolf Wendelgarbs.

„Sie sind ein wahrhaftiger Edelmann, Herr Baron! Wenn Sie es als mit meiner Ehre vereinbar ansehen, daß ich Ihr Erbieten annehme — und wenn Sigrid damit einverstanden ist — so sage ich aus vollem, freudigem Herzen ja.“

„Es steht Ihnen frei, sich ihre Antwort zu holen. Wenn Sie es wünschen, werde ich Fräulein Sigrid von Alwar auf Ihren Besuch vorbereiten.“

„Ich danke Ihnen jetzt nicht. Es gibt Augenblicke, wo jedes Wort zu armselig scheint für den Ausdruck unseres Empfindens.“

„Machen Sie Sigrid glücklich. Einen anderen Dank begehre ich nicht.“

Mit einer Handbewegung lehnte er Bernwards Begleitung ab.

Aufrecht ging er über den Hof zu seinem Wagen. Im Polster aber war es mit seiner Fassung zu Ende. Er brach zusammen und bedeckte die Augen mit der Hand. Er hatte Großes getan, aber diese Erkenntnis half ihm nicht über das trostlose, bittere Bewußtsein weg, daß er im Augenblick der unglücklichste aller Menschen sei.

Thomas Bernward kehrte langsam in das Leben zurück. Die tückische Krankheit, die ihn überfallen, machte den wieder erwachenden Kräften noch viele Wochen lang jeden Schrittbreit des eroberten Bodens in hartnäckigem Kampfe streitig, und es gab immer noch Tage banger Sorge, an denen schwere Rückfälle drohten. Eine geraume Zeit verstrich, ehe dem Patienten nach und nach die Erinnerung an die letzten Vorgänge vor seiner Erkrankung zurückkam, und ehe er die Wirklichkeit von den Eindrücken seiner Fieberträume zu scheiden vermochte. Je weiter das Wiederaufleben seiner Geisteskräfte fortschritt, desto

peinlicher wurden ihm unverkennbar die Besuche seines Bruders, obwohl zwischen ihnen von jenen Dingen mit keinem Worte die Rede war. Er befand sich augenscheinlich in der Lage eines Menschen, der genau weiß, daß man ihm aus mitleidiger Schonung etwas Schlimmes verheimlicht und der nun in ständiger Furcht vor der unausbleiblichen schrecklichen Enthüllung lebt. Umso wohlthätiger wirkte Wallis ständige Nähe auf ihn ein. Seine Züge hellten sich auf, sobald er sie an seinem Bett sah, und er wurde unruhig, wenn sie eine Weile fortblieb. Ein paarmal schien es, als ob er den Wunsch habe, ihr etwas zu sagen, das ihm auf dem Herzen lag, aber sie wußte es jedesmal freundlich zu verhindern, indem sie ihn liebevoll zur Ruhe mahnte. An einem sonnigen Sonntagnachmittag jedoch, als Thomas aus längerem Schlummer erwachte und mit ungewöhnlich klaren Augen um sich sah, tastete seine Hand unsicher nach der ihrigen, die auf seiner Decke lag, und er flüsterte: „Mein Lieb! Mein süßes Lieb!“

Sie neigte sich zu ihm nieder und lächelte ihm mit herzlichem Ausdruck zu.

„Still, Thomas! Du sollst noch nicht sprechen. Ich bleibe ja bei dir.“

„Immer, Walli? Du gehst nicht wieder fort? Du wirst mich nicht verlassen?“

„Nein. Solange du mich brauchst, werde ich nicht von dir gehen!“

„Dank!“ hauchte er. „Mir war so angst. Ich hatte geträumt, du wärest nicht mehr da und würdest nie mehr kommen.“

„Du brauchst dich davor nicht zu fürchten, Thomas. Bis du mich fortschickst, werde ich dir gern und treulich Gesellschaft leisten.“

Ein strahlender Blick richtete sich auf ihr Gesicht.

„Du bist mein guter Engel. Ich habe dich sehr lieb, Walli!“

„Ich habe ja nie ernstlich daran gezweifelt, Thomas! Und später — später werden wir noch sehr viel davon reden.“

Er nickte zufrieden und schloß wieder die Augen.

Von dieser Stunde an aber machte seine Genesung unverkennbar große Fortschritte. Die Zeiträume des vollen und klaren Bewußtseins wurden von Tag zu Tag häufiger und jedes seiner gelegentlichen Worte atmete rührenden Dank und Zärtlichkeit.

Als eines Tages Klaus wieder zu ihm trat mit fröhlich lächelndem Gesicht und einem herzlich heiteren Gruße, fragte er scheu und unsicher: „Bist du mir denn auch wirklich nicht böse, Klaus? Du hast doch so viel Schweres durch mich gelitten.“

„Das träumst du ja nur, Thomas! Es geht mir ganz vortrefflich, und ich habe dir eine Menge der schönsten Dinge zu erzählen, wenn du erst wieder stark genug bist, sie zu hören.“

„Du meinst es gut, Klaus! Aber ich weiß es besser. Ich habe dich zugrunde gerichtet.“

„Kein Gedanke daran. Die Fabrik ist in vollem Betrieb. In acht Tagen beginnen wir mit der Herstellung unserer Kleinautos.“

Zweifelnd bewegte Thomas den Kopf.

„Es geschehen keine Wunder mehr in dieser nüchternen, erbarmungslosen Welt. Du belügst mich, weil du glaubst, daß ich sterben werde.“

„Hast du mich von der Seite kennengelernt? Habe ich dich schon so oft belogen? Und es ist nichts Wunderbares dabei. Ich habe nur einen Kompagnon gefunden, der die

nötigen Kapitalien zur Aufrechterhaltung des Betriebs hergegeben hat. Der Segen des Himmels ruht ganz offenbar auf unserer gemeinsamen Arbeit.“

„Und Ermat? Wie hast du dich mit ihm auseinandergesetzt? — Wie verhält er sich dazu?“

„Er ist auf Heller und Pfennig bezahlt. Obwohl es nicht einmal von uns verlangt wurde. Seine Witwe war großmütig bereit, uns jede gewünschte Stundung zu gewähren.“

Thomas richtete sich halb auf und sah dem Bruder verständnislos fragend ins Gesicht.

„Seine Witwe? Er ist also tot?“

„Ein Schlagfluß hat ihn hinweggenommen. Ich habe es jedoch vorgezogen, das Anerbieten der Frau Ermat ausdrücklich und unmißverständlich zurückzuweisen. Denn es sollen keinerlei Beziehungen zwischen den Namen Ermat und Bernward mehr bestehen. Du bist doch gewiß damit einverstanden, Thomas?“

Der Kranke hatte die Hände gefaltet. Tränen zitterten an seinen Wimpern.

„Keine, Klaus! Der Name Ermat und alles, was an ihn erinnern könnte, soll aus unserm Gedächtnis getilgt sein — und zwar für immer.“

„So denke ich auch. Und nun genug davon für heute. Wenn du dich auch weiter so wacker hältst wie bisher und zu unserer Freude völlig genesen sein wirst, werde ich dir in acht Tagen meinen Kompagnon mitbringen, damit du ihn kennenlernenst und dich überzeugen kannst, daß ich dir die reine Wahrheit gesagt habe.“ —

Und Klaus durfte Wort halten. Nach einer Woche erschien er in Begleitung einer jungen Dame, die Thomas wohl bekannt war und die den Erstaunten mit großer Herzlichkeit begrüßte.

„Hier siehst du die Teilhaberin unserer Fabrik und zugleich deine zukünftige Schwägerin,“ stellte er vor, „ein hoffentlich bald aufgehender Stern am Himmel der deutschen Sangeskunst.“

Es bedurfte nun freilich noch mancher Erklärungen, ehe Thomas den Zusammenhang der Dinge völlig begriffen hatte. Dann aber war die nie ruhende Angst und Gedrücktheit vor den noch immer gefürchteten Enthüllungen umso vollständiger von seinem Herzen genommen, und seine rasch fortschreitende Rekonvaleszenz hätte durch kein besseres Kräftigungsmittel so entschieden gefördert werden können wie durch die fröhlichen Mienen, die er jetzt Tag für Tag an seinem Bett sah.

Auf dem Bernwardschen Fabrikgrundstück erhoben sich nach einem halben Jahre neue stattliche Werkstattgebäude mit stampfenden, lärmenden Maschinen. Im Kontor saßen Klaus und Thomas einander gegenüber und leiteten in brüderlicher Eintracht den von Tag zu Tag gewaltig wachsenden Betrieb. In der Arbeiterschaft war viel von dem bevorstehenden großen Fest die Rede, für das Vorbereitungen getroffen wurden. Die beiden Firmeninhaber sollten am selben Tage Hochzeit feiern, und die Leute sprachen dabei mit besonderem Respekt von dem Fräulein Sebald, das sich oft in der Fabrik sehen ließ und wegen seiner warmen Anteilnahme an dem Wohl und Wehe der Arbeiterschaft bei jedermann beliebt war. Die junge schöne Braut des Herrn Klaus Bernward genoß zwar ebenfalls allgemeine Bewunderung, aber sie schien doch nicht so gern unter den rasselnden Maschinen zu verweilen wie ihre künftige Schwägerin. Bei all ihrer grenzenlosen Liebe zu Klaus bildete seine unbeugsame Entschlossenheit, an dem neuen Beruf festzuhalten, ein

Tröpflein Barmut in dem übervollen Becher ihres Glückes. Aber sie hatte sich damit abfinden müssen, daß sein Sinn sich nicht mehr ändern lassen würde. Er hatte versprochen, eine große Konzertsängerin aus ihr zu machen, und er war unermüdet am Werk, dies Versprechen zu erfüllen. Er aber blieb unerbittlich bei dem ernstlich gefaßten Entschluß, nur für die Fabrik zu wirken; er hatte allen ehrgeizigen Künstlerträumen für immer entsagt.

„Ich will es nicht abschwören,“ erklärte er, „daß ich hier und da zu einem wohltätigen Zweck in einem Konzert singen werde, und daheim in unseren vier Wänden sollst du mich so oft hören, als du nur immer magst. Berufsmäßig aber werde ich die Kunst nicht mehr ausüben. Niemand kann auf die Dauer zwei Herren dienen, ohne in schweren inneren und äußeren Zwiespalt zu geraten, und es ist genug, daß ich einmal untreu geworden bin, wo Treue meine heilige Pflicht gewesen wäre.“

Sie kannte ihn genug, um zu wissen, daß alles Zureden vergeblich bleiben würde, und so ergab sie sich darein, statt der Frau des weltberühmten Sängers die Gattin eines minder berühmten, aber nicht weniger geachteten Automobilfabrikanten zu werden, der seine ganze Kraft dafür einsetzte, das groß angelegte Unternehmen zur Blüte zu bringen.

In eine stille, einsam gelegene Villa am Lago Maggiore flatterte eines schönen Tages das Brieflein, in dem Klaus Bernward und Sigrüd in den wärmsten, herzlichsten und beweglichsten Worten den Urheber ihres Glückes zur Feier ihrer Hochzeit einluden.

„Eine Absage wird nicht angenommen,“ hatte Sigrüd geschrieben, „denn was wäre unser Freudenfest ohne

Dich, bei dem unausgesetzt alle unsere dankbaren Gedanken weilen?"

Aber die Absage kam doch, unter einem liebenswürdigen Vorwand, gegen den sich nicht viel einwenden ließ, und der sie auf späteres Wiedersehen vertröstete. Über sein Befinden schrieb Wolf Wendelgard bei dieser Gelegenheit tröstlich. Weshalb hätte er auch ihren Festjubiläum durch die Mitteilung stören sollen, daß er schon seit einem Vierteljahr wieder an seinem alten Gehirnleiden erkrankt war und daß sich aller menschlichen Voraussicht nach spätestens im kommenden Herbst an der Gartenmauer der einsamen Villa ein Grabhügel wölben würde über Wolf Wendelgard und seine große, entsagungsvolle Liebe.

Königszug

			und	will	sich	nie=		
	schein	nen	sein	wird	nie=	malß		
fen	schei=						malß	et=
wer	laß=	durch	sich	was	ist	was	ei=	
nen	eß	al=	steht	be=	et=	sein	nen	
	schei=	be=	lein	wer	müht	nur		
		zu	lein	sich	sein			
			nicht	al=				

Auflösung folgt am Schluß des ersten Bandes im nächsten Jahrgang

Bestattung der Moslims

Von G. Hartenstein

Wenn von den Höhen des Minarets ein Lied ertönt, schwerer in seinem Rhythmus und dunkler in der Melodie als der abendliche Ruf des Muezzins, dann horchen die Moslims auf, halten ein in ihrem Tagewerk und ziehen ihre Festtagsmäntel an.

Der Muezzin hat verkündet, daß ein Rechtgläubiger seine irdische Laufbahn beendet hat.

Die Worte des Totenliedes lauten: „Wenn die letzte Stunde eines Menschen geschlagen hat, kann sein Wille das Leben um keine Stunde verlängern. In der vorausbestimmten Stunde muß er sterben und vom irdischen in das ewige Leben pilgern. Ehre sei dir, Abgesandter Gottes! Ehre sei dir, Auserwählter Gottes! Ehre sei dir, Heiliger Gottes!“

„Gott erbarme sich seiner,“ flüstern die Gläubigen, und in wenigen Augenblicken ist der Hof der Moschee mit Freunden und Nachbarn des Verbliebenen gefüllt.

Schweigend und ehrfürchtig verharren die Frauen in ihren Gemächern, und auch Kinder werden vom Spielen zurückgehalten, bis die Trauerzeremonie vorüber ist.

Der Hodscha, der dem Abgeschiedenen in den letzten Stunden beigefanden, verrichtet, an der rechten Seite des Lagers sitzend, die Totengebete, und ein Angehöriger, der an der linken Seite sitzt, wirft ihm über den Leichnam hinweg einen Beutel zu mit dem für das Begräbnis bestimmten Gelde.

Kein Wort der Klage, keine Träne, kein Seufzer begleitet diese Totenandacht, denn Ausbrüche menschlichen

Schmerzes würden den Verblichenen belasten und ihm den Gang zu Gott erschweren.

In das gleiche Linnen, auf dem der Tote verschieden, wickeln ihn jetzt die Männer sorglich ein und betten ihn auf eine Bahre.

Der Geistliche bleibt nun allein mit dem Toten. Er entkleidet die Leiche und deckt sie mit einem Tuch bis zu den Lenden wieder zu. Mit Seife und lauem Wasser wird der Körper so lange gereinigt, bis kein Schmutzleck mehr an ihm ist, denn Gott verlangt von seinem Geschöpf, daß es in makelloser Reinheit vor ihm erscheinen soll.

Ist die Waschung beendet, dann treten Gehilfen heran und stecken der Leiche Baumwolle zwischen die Zehen und auf alle Körperteile, mit denen der Moslem beim Gebete den Boden berührte. Ein kurzes ärmelloses Hemd ist das Totenkleid für arm und reich, ein mächtiges Stück Linnen der Mantel für die Fahrt zu Allah.

Wasser aus der bitter schmeckenden Quelle Zemzen steht in einem Gefäß bereit, und dies Wasser ist gefättigt mit wohlriechendem Harz. Gebete flüsternd, besprengt der Geistliche den Leichnam mit dem heiligen Wasser und umräuchert sein Haupt mit duftendem Holz.

Freunde und Hausleute des Verstorbenen treten jetzt in den Hof und legen Gaben für den Geistlichen auf dem Totenbrett nieder. Reiche Mohammedaner spenden Kleider oder ein Bahrtuch aus blauem oder grünem Stoff.

Die Moslims kennen keine Särge; die Leichname werden auf Bretter gelegt und diese auf eine Tragbahre, an der Querhölzer für die Träger angebracht sind. Ein schwarzgestrichener hoher Pflock ragt von der Bahre auf, geschmückt mit Turban oder Fes, woran zu erkennen ist, ob ein Mann oder eine Frau zu Grabe getragen wird.

Im Hofe der Moschee scharen sich Trauernde um den

in der Vorhalle niedergelegten Leichnam. Vier Männer heben die Last auf ihre Schultern.

Vor den Friedhöfen der Moslims liegt ein Stein, zugehauen in der Form eines Parallelogrammes dessen Größe der Körperlänge eines Menschen entspricht. Auf diesen Stein wird die Bahre so aufgelegt, daß das Antlitz des Toten gegen Mekka gerichtet ist.

Der Geistliche beginnt mit der Totenandacht. Die Männer wenden gleichzeitig die Köpfe nach rechts und links zur Begrüßung des Toten; mit der Rechten streichen sie über die Bärte, über Stirn und Brust. Stille waltet beim „Selam“; denn in diesem feierlichen Augenblick nimmt jeder Abschied von dem Verstorbenen.

Der Hodscha erhebt das Haupt und wendet sich zum Volk: „Ist dieser Mann im Leben gut gewesen?“

Alle rufen: „Ja“, auch dann, wenn der Tote im Leben als Bösewicht galt, denn nur der ist Allah wohlgefällig, der seinem Nächsten im Herzen vergibt. Wer die bösen Handlungen eines Toten verschweigt, dem werden dereinst seine Sünden auch von Gott vergeben.

Zwei Männer aus der Reihe der nächsten Angehörigen steigen in die Grabesöffnung, zwei andere Männer heben den Leichnam von der Bahre und reichen ihn den im Grabe stehenden Männern hinab; diese betten den Toten sorglich in das Erdreich mit dem Antlitz gegen Mekka, die heilige Stadt. Das Totenlinnen wird gelockert und der Körper mit kleinen Brettchen überdeckt, damit die herabfallenden Schollen ihn nicht verletzen.

Die Freunde des Toten sammeln sich um das Grab, und jeder wirft eine Handvoll Erde hinein. Nach diesem Liebesdienst entfernen sie sich vierzig Schritt von der Grabstätte. Der Priester bleibt allein mit dem Toten.

Zwei Engel aus dem Garten Gottes, Munkir und

Nekir, schweben dem Grabe näher, und eindringlich fragend fordern sie Rechenschaft über die Handlungen des Verstorbenen. Der Geistliche ruft dem Toten zu, was er antworten soll.

Lebte der Entschlafene als ein gerechter Mann, dann bergen ihn die Engel in ihre Fittiche und schweben mit ihm zu Allah empor. Aber zuvor muß er noch über eine Brücke wandeln, die scharf ist wie ein Schwert und dünn wie ein Haar. Wenn der Gerechte diese letzte Prüfung bestand, dann dehnt das Grab sich aus, damit der Tote von der Schwere der Erdmassen nicht zermalmt werde. Seinen Leichnam fressen die Würmer nicht; er verwest nicht bis zum Jüngsten Tage. Wenn aber der Verstorbene die Gerechtigkeit nicht übte, dann erfassen ihn die Engel und bringen ihn in jenes Gebiet der Hölle, in das er seinen Sünden nach gehört.

Aber Gott ist gütig, und die Höllenqualen dauern nicht ewig. Tausendfältige Strafen, wie Hitze, Durst und Hunger, tilgen alle Sünden und Vergehen.

Die Verbindung zwischen den Abgeschiedenen und den Lebenden hört mit dem Tode nicht auf. Die Seele des Verstorbenen kehrt oft zur Erde zurück, sofern er ein Gerechter war; er freut sich, seine Lieben zu sehen, sucht sie in ihren Träumen auf und erzählt ihnen von den Wonnen des Paradieses. Glanz des Friedens liegt auf seiner Stirn, und in den Händen trägt er Blumen von solcher Schönheit, wie sie nur in Allahs Gärten blühen.

Poesie und Prosa

Ich bin ein Saiteninstrument,
herrlichen Ton entlockt mir Menschenkunst.
Setzt man das Herz mir an das End',
hab' ich des Landwirts und des Pferdes Gunst.

Auflösung folgt am Schluß des ersten Bandes im nächsten Jahrgang

Nördlingen und sein Festspiel

Von Friedrich Katena / Mit 13 Bildern

Zwischen der Schwäbischen und Fränkischen Alb liegt das Ries, eine fast kreisrunde, an den Rändern tellerartig aufgebogene Ebene von fünfundzwanzig bis dreißig Kilometer Durchmesser. Es gibt in unserem deutschen Vaterland wohl kaum eine Landschaft, die geologisch, geographisch, geschichtlich, wirtschaftlich und kulturell so reich, so eigenartig und so geschlossen ist wie dieses Gebiet. Der Name „Ries“ hat — wie vielfach fälschlich angenommen wird — nichts mit Ried zu tun, sondern ist lateinischen Ursprungs und hat sich aus dem Worte Rhaetia in provincia Rhaetia in allmählicher, jahrhundertelanger Sprachverbildung entwickelt. Gleichsam eine Nachbildung dieses riesigen Kessels, liegt in seiner Mitte die alte Reichsstadt Nördlingen mit einem wohlgefügteten, fast kreisrunden Mauerring. In der Zeit vor der Entstehung Nördlingens, die in das dritte Jahrhundert fällt, bestanden viele Siedlungen im Ries. Unermüdlischen Forschungen ist es gelungen, durch zahlreiche Grabungen nachzuweisen, daß die Besiedlungsgeschichte des Rieses mit dem jüngeren Paläolithikum, also um die Zeit sechstausend vor Christus beginnt; in den Ofnethöhlen, eine kleine Wegstunde westlich von Nördlingen gelegen, fand man sämtliche Stufen jener vorgeschichtlichen Epoche. Neben Feuersteinwerkzeugen des Eiszeitmenschen stieß man auf Reste des Mammuts, des wollhaarigen Rhinoceros, des Höhlenlöwen, des Höhlenbären und der Höhlenhyäne, des Wildpferdes, Wildesels, Wildschweins, Urstieres, Wisents,

Riesenhirschs und Renntieres. Von jener Zeit an war das Ries wohl ständig besiedelt. Dem Alemannenstamm, der im Jahre 233 nach Christus die römischen Legionen über die Donau zurückwarf, ist wohl die Gründung der Stadt Nördlingen zuzuschreiben. Ein „Nordolo“ soll es gewesen sein, der sich in der ersten alemannischen Ansiedlungsperiode mit seiner Sippe auf dem jetzigen Totenberg in der Nähe des in Schutt und Asche gesunkenen römischen Gutshofes, von dem man später schöne Funde geborgen hat, niederließ. Die Christianisierung des Rieses ging von Augsburg aus und kam um das Jahr 700 zu einem gewissen Abschluß. Zu den frühesten christlichen Stätten gehörte auch die alemannische Siedlung auf dem Totenberg Nördlingens mit dem uralten fränkischen Königshof und zwei Gotteshäusern. Diese Bergstadt Nordilinga bestand bis zum Jahre 1238; ihre Geschichte ist fast ganz ins Dunkel der Vergangenheit gehüllt. Nur wenig geschichtlich Nachweisbares ist aus jener Zeit überliefert. Zunächst die erste Urkunde über Nördlingen, bekannt aus dem Jahre 898, in welcher der deutsche König Arnulf genehmigt, daß eine gewisse Frau Winpurg das königliche Hofgut „Nordilingen samt seinen zwei Kirchen und mit allen Höfen, Häusern und sonstigen Gebäuden“ dem Bistum Regensburg verschreibt. Im Jahre 1216 erfolgte die Erhebung Nördlingens zur freien Reichsstadt, die zweiundzwanzig Jahre später fast ganz einem Brand zum Opfer fiel. Das neue Nördlingen wurde im Tal am Egerfluß erbaut und entwickelte sich bald unter dem Schutze der Reichsfreiheit als bedeutender Umschlagplatz an der Straßenkreuzung Ulm—Nürnberg und Augsburg—Frankfurt a. M. zu einer blühenden, mächtigen Handelsstadt. Nördlingens Messe war damals in ganz Europa bekannt und wurde von

den Handelsherren aus Venedig, Lyon, Antwerpen und Petersburg in jedem Jahre aufgesucht. Zu den Zünften der Stadt zählte damals auch eine Meistersingerzunft.



Blick auf den Wehrgang. Im Hintergrund das Löpsinger Tor.

Der Reichtum der Stadt zeigte sich vor allem in der Anlage des Stadtmünsters zu St. Georg, an dem rund hundert Jahre gebaut wurde. Einer der wärmsten

Gönner und Freunde der freien Reichsstadt war Kaiser Maximilian I., der „Letzte Ritter“, der oft und gern hier weilte. Allmählich entstand dann die Befestigungsanlage, die Nördlingen zu einer der bedeutendsten Festungen Süddeutschlands machte und die im Dreißigjährigen Krieg ihre Feuerprobe bestand. Wie kurze Zeit vorher Magdeburg, so wurde das seit hundert Jahren protestantische Nördlingen in den Spätsommertagen des Jahres 1634 zum Brennpunkt des Kampfes. Vor seinen Thoren fand damals die große „Schlacht bei Nördlingen“ statt, die blutigste Schlacht jenes blutigen Krieges, in der das schwedische Heer zum erstenmal auf deutschem Boden geschlagen wurde, und die ganz Süddeutschland wieder in die Hände des Kaisers brachte. Die Stadt mußte sich auf Gnade und Ungnade dem Sieger ergeben, nachdem die Bürger eine entsetzliche Belagerung standhaft ausgehalten hatten. Ein Jahr vor dem Friedensschluß, 1647, wurde durch eine nochmalige Beschießung die halbe Stadt in Trümmer gelegt. Damit war die seit dem Mittelalter erreichte hohe Blüte Nördlingens endgültig gebrochen; von diesem Schlag erholte sich das alte Gemeinwesen nie wieder.

Auch die folgenden Jahrhunderte mit ihren Kriegswirren gingen nicht spurlos an Nördlingen vorüber, das 1803 seine Reichsfreiheit verlor und an Bayern kam. Wohl zog damit, durch die starke Staatsgewalt gesichert, Ruhe in das Ries und in Nördlingen ein, aber doch nur um den Preis des letzten selbständigen Lebens, das in der engen Form einer abgeschiedenen kleinen Landstadt erstarrte. Und gerade das zeitlich bedingte Geschick, wodurch Nördlingen aus dem rastlosen Lebenskampf anderer Städte unseres Vaterlandes ausscheiden mußte, bewahrte dem Städtchen sein altes Gepräge und

das innerhalb der Mauern liegende gemütvolle Behagen.
Von welcher Seite auch der Wanderer die alte Stadt be-



Am Feilturm.

tritt, überall muß er zunächst durch eins der alten Tore
schreiten, von denen der Ring der Stadtmauer an fünf



Hinter der Stadtmauer in Nördlingen. Nach einem Gemälde von Fris Bergen.

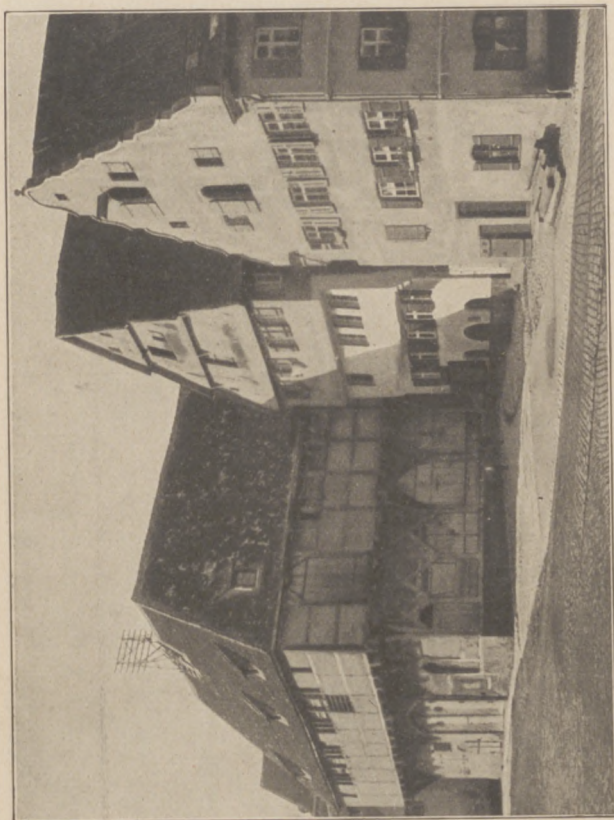
Stellen durchbrochen ist. Noch heute ist Nördlingen in seiner ganzen Ausdehnung wie ehemals von Mauern



Blick vom Wall auf das Berger Tor im Winter.

umgeben; nur ein kleines Stück von etwa fünfzig Schritten mußte im vorigen Jahrhundert fallen. Solche Stadtmauern wie Nördlingen hat keine zweite Stadt in

unserm Vaterland mehr aufzuweisen; entweder — und das ist meist der Fall — sind sie ganz geschleift worden,



Am Hafenhause.

oder sie mußten doch größere Teile ihrer Länge und Höhe einbüßen, wie sogar in Rothenburg o. d. T. und Dinkelsbühl. In Nördlingen aber blieb sie fast noch ganz erhalten, und an ihrer Innenseite führt noch wie einst der

alte Wehrgang um die Stadt, bedeckt mit Hohlziegeln, die bei feindlichen Beschießungen abgenommen wurden.



Das Spital in Nördlingen. Am Erker ist das Wappen der früheren freien Reichsstadt angebracht.

Schreitet man auf dem alten Wehrgang einher, so wird man im Geiste jene Zeit erstehen sehen, als hier noch

die alten Armbrüste und Hakenbüchsen, Karttaunen und Falkonette in den Schießscharten und Mauerlöchern lagen, durch die man hinunter in den Wallgraben blickt. Auf der anderen Seite aber schaut man hinab in die Höfe und kleinen Gäßchen, in die an der Innenseite liegenden Gärten und Gärtchen, die ein naturfroher Sinn nun schon Jahrhunderte hindurch erhalten hat.

Noch malerischer ist das Bild, das man bei einem Gang auf dem alten Stadtwall erhält, ganz gleich, ob im frischen Grün des Frühlings oder im Schmuck zahlreich blühender Sommerrosen, ob im buntfarbigen Herbstlaub oder im Schnee des Winters. Geht vom Wehrgang aus die trogige Wucht der Tore und Türme vielfach verloren, vom Wall aus gesehen zeigen sie sich in ihrer ganzen Schönheit. Jedes dieser Tore hat seine eigene Geschichte, die furchtbarste wohl das Deininger Tor, das während der Belagerung 1634 von außen von einem spanischen Regiment erstiegen ward. Da legten die Bürger Feuer in den Turm, und als die halbverbrannten Soldaten, denen der Rückweg abgeschnitten war, auf die Straßen hinunterfielen, stürzten sich die ausgehungerten Frauen auf die Leichen, um mit deren Fleisch das eigene Leben und das ihrer Kinder zu fristen.

Mauern und Häuser stolz überragend, beherrscht der Turm der St. Georgskirche das Stadtbild, der unter dem Namen „Daniel“ ein Wahrzeichen Nördlingens ist. Dreihundertfünfundsechzig Stufen muß man ersteigen, bis man auf dem obersten Rundgang angekommen ist. Der Ausblick, der sich von dort oben bietet, ist wundervoll. Unten liegt die alte Stadt mit all ihren Türmen, Toren, Mauern, Gassen, Plätzen, Gärten und dem vielgestaltigen Häusergewirr. In den Strahlen der Abendsonne glühen die roten Dächer auf — fürwahr ein mittel-



Am Rathaus von Nördlingen. Im Hintergrund der „Daniel“,
der Turm des Münsters von St. Georg.

alterliches Stadtbild, wie es vollkommener nicht gedacht werden kann!

Und weiter schweift der Blick hinüber ins Ries. Wie in einer flachen Schale liegt die Landschaft da, rings umgeben von den blauen Jurabergen. Überall aus



Reigen der Bürgermädchen vor dem Tanzhause auf dem Marktplatz. Im Hintergrund der Rat der Stadt.

Feldern und Wiesen lugen wohl hundert Städte und Dörfer hervor. Hier bietet sich dem Blick eine deutsche Landschaft vom Reiz eigenartigster Schönheit. Wie vor Jahrhunderten von hier oben allmächtig der Türmer seinen Wächterruf erschallen ließ, der dann von Tor zu Tor die Runde machte um die Stadt, so hallen auch heute noch in jeder Nacht aus dem erleuchteten Turm-



Blick vom „Daniel“ auf das Rathaus, die Stadt und das Ries.

fenster von der Höhe des „Daniels“ seine merkwürdigen Worte über die Schlafenden: „So G'fell so!“

Das Innere des spätgotischen Gotteshauses bietet dem Kunstfreund seltene Schätze, von denen der köstlichste ein fast lebensgroßes farbiges Kreuzifix am Hoch-



Tanz der Zunftgesellen und Bürgermädchen auf dem Markt.

altar ist, eine der schönsten Holzbildhauerarbeiten, die das deutsche Mittelalter aufzuweisen hat, von einem Unbekannten geschaffen, den man kurz „Meister des Heilandes von Nördlingen“ nennt. Wunderbar ergreifend ist der Ausdruck der gesenkten Augen, die vom Frieden des nahen, erlösenden Todes überschattet sind: „Das tat ich für dich, was tust du für mich?“ Man kann das Emp-



Szene aus dem Festspiel: Der Kommandant von Nördlingen, Oberstleutnant Daubitz, begrüßt die Tochter des Bürgermeisters.

finden Goethescher Gedichte nicht in Profaworte kleiden, ebensowenig kann man auch die Wirkung des Nördlinger Heilandes in Worte kleiden.

Viele Kunstschätze des Münsters zu St. Georg fanden im Stadtmuseum, das im Rathaus untergebracht ist, einen würdigen Platz. Diese Sammlungen bilden in ihrer Reichhaltigkeit an Urkunden, Urväterhausrat, Gemälden, Waffen, Folterwerkzeugen aus der Zeit der Hexenprozesse, Trachten und ähnlichem Kulturgut eine Sehenswürdigkeit für sich. Gegenüber vom Rathaus liegt das „Tanzhaus“. Zwei Menschenalter vor der Erfindung der Buchdruckerkunst erbaut, diente es als „Luchkaufhaus“ bei den großen Nördlinger Messen und wurde dann Tanzhaus. Als solches hat es wohl die schönste Zeit erlebt, wenn das festliche Gepränge des kaiserlichen Hofes seine Räume füllte und der lebensfrohe Kaiser Maximilian, umgeben von seinem Hoffstaat, in diesen Hallen mit Nördlinger Bürgerstöchtern den Reigen eröffnete. So mag es wohl kein Zufall sein, wenn gerade hier über dem Portal die Stadt im Jahre 1513 ihrem hohen Gönner eines der wenigen Steindenkmäler errichtete, die von dem „Letzten Ritter“ in Deutschland erhalten sind. Und nun nach vierhundert Jahren leben diese Tänze vor dem alten Hause wieder auf. Jeden Samstag vom Mai bis September erscheinen hier die Patrizier mit ihren Damen, die Zunftgesellen, die Bürgermädchen und die Landsknechte. Im schwarzen Amtskleid mit goldener Kette und weiter Halskrause, von zwei Herolden feierlich vom Rathaus abgeholt, tritt der Rat der Stadt auf. Und nun beginnen die kriegerischen oder anmutigen, frohsinnsprudelnden Reigen auf dem Platz zwischen Tanzhaus, St. Georgskirche und Rathaus. Wer an diesen Tagen nach Nördlingen kommt, dem ist's, als ob

die Zeit hinter ihm versänke, als ob die Glanztage der alten Reichsstadt wieder erstanden seien, die mittelalterliche Welt nie versunken wäre. Die Stadt prunkt in festlichem Schmuck; auf Türmen, Giebeln und Erkern blähen sich buntfarbige Fahnen im Wind, aus den Fen-



Szene aus dem Festspiel: Die Hexe vom Wendenberg prophezeit die Belagerung der Stadt.

stern hängende Prunkteppiche leuchten in der Sonne. Dazu die rauschende Musik, die Musikanten gekleidet in die Tracht des farbenfrohen sechzehnten Jahrhunderts, und über allem die strahlende Sommer Sonne.

Vielleicht farbenbunter, aber kaum bewegter mag das Bild den längst dahingegangenen Festgästen vor vier Jahrhunderten erschienen sein. Wie aus der Vergangen-

heit heraufbeschworen ersteht die Schönheit des bunten, vielgestaltigen Lebens heute wieder. Den Höhepunkt des Tages aber bildet das große Festspiel „Anno 1634“, das jene für die Entwicklung der deutschen Geschichte so entscheidungsvolle Schlacht bei Nördlingen zum Inhalt hat.



Szene aus dem Festspiel: Der Stadtkommandant auf der Totenbahre.

Da sieht man auf der großen Bühne der Stadt in meisterhaftem Spiel der Bürger das alte Nördlingen wieder aufleben, wie Not und Tod damals im Jahre 1634 die Stadt an den Rand des Verderbens brachten und wie doch, stark und ehrenhaft unterstützt von dem wackeren Bürgermeister und seiner tapferen Tochter, der schwedische Kommandant Erhard Daubitz, der ruhmvolle Held

der Stadt, durch Manneswort und Mannestat im Leben wie im Sterben, die Stadt würdig macht der Gnade des siegreichen Kaisersohnes. Deutsches Wesen einer vergangenen Zeit spricht aus all diesen hinreißenden und farbenprächtigen Szenen, im Kämpfen und im Lieben, und will den Zuschauer anfeuern und mahnen, aus der Geschichte zu lernen und sich der Vorfahren würdig zu erweisen. So hat in geschickter Weise die Hand des Künstlers Vergangenheit und Gegenwart verknüpft und das Einst im Jetzt erstehen lassen, dadurch erst kommt das Dichterwort zur vollen Geltung:

„Im Nördlingen, dem alten, die Zeit wohl stille stund,
dir wird im heil'gen Walten die deutsche Seele kund!“

So ist es gar vieles, das uns zeigt, daß Nördlingen und das Ries wohl wert sind, nicht nur besucht, sondern auch näher gekannt und mehr geschätzt zu werden als Hüter wertvoller deutscher Kulturgüter, als alte Stätte deutscher Geschichte, als Boden treuer, zielbewußter Heimatpflege, die jedem Deutschen wert sein sollte. Heimatliebe ist die Grundlage der Vaterlandsliebe; Heimatgesinnung die Grundlage der Staatsgesinnung. Nur auf dem Boden der deutschen Heimat kann die Volksgemeinschaft aller Deutschen werden, jene bewußte und gewollte Volksgemeinschaft, die über Vorurteil, Beruf und Stand hinweg Herz und Geist zusammenbindet zu einer wirklichen Lebensgemeinschaft im deutschen Volk. Und diese allein verbürgt den deutschen Wiederaufstieg zur künftigen und bleibenden deutschen Größe und Weltgeltung.



Orientalischer Schlangenzüchter. (Preß-Photo)

Bogelzug und Bogelwarten

Von Alb. S. Krueger / Mit 8 Bildern und 1 Karte

Solange es eine Wissenschaft gibt, beschäftigten sich Gelehrte, aber auch viele Laien eifrig mit dem Problem des Bogelzuges. Es war aber auch zu auffallend, daß viele Bogelarten, die ihre Jungen in den Kulturländern aufzogen, im Frühjahr dorthin kamen und mit ihren Jungen wieder fortzogen, bevor der Winter hereinbrach. Und der Anblick unzähliger Bogelscharen, die, aus nordischen Ländern kommend, am Himmel vorbeizogen, fesselte immer von neuem das Auge und nötigte zum Nachdenken. Auch war der Zugvogel Ankunft für die Bevölkerung mancher Länder eine frohe Botschaft; denn mit dem Kommen der Scharen begann die Zeit des Reimens und Blühens. Die Zugvögel waren die Boten der beginnenden schönen Jahreszeit. Sobald man zu beobachten und nachzudenken begann, ergaben sich die verschiedensten, sich widersprechenden Ansichten und Erklärungen des Bogelzugproblems. Endlich einigte man sich auf folgende Erklärung: Während der Tertiärzeit wurden die Vögel durch die beim Nahen der Eiszeit langsam eintretenden klimatischen Veränderungen gezwungen, den immer strenger werdenden Wintern und dem damit verbundenen Futtermangel zu entfliehen. Zunächst zogen sie strichweise weiter und entfernten sich während der kalten Zeit immer mehr von ihrem Brutplatz, um Futter zu suchen. Andere Vögel vererbten mit der gesteigerten Flugfähigkeit die Gewohnheit, schon ehe der Winter kam, nach wärmeren Ländern zu flüchten, wo es genügend Futter gab, bis die wiederkehrende bessere

Jahreszeit und der erwachende Paarungstrieb sie veranlaßten, erneut die Gegend aufzusuchen, da sie ihre Jungen am besten aufziehen konnten.

Sicher haben seit Urzeiten die Vogelheere durch Jahrtausende im großen ganzen immer dieselben Zugwege



Blick in das Museum der Vogelwarte Rossitten, die seit fünfundsiebzig Jahren besteht. (R. Sennecke)

eingehalten. Aber erst in den letzten Jahrzehnten erfannen die Menschen ein Verfahren, um einen Teil dieser Zugwege in einer breiten Straße, die sich über Meere und Erdteile erstreckt, auf der Karte festzulegen: An den Hauptzugstraßen der Wandervögel richtete man Beobachtungstellen und Fangplätze ein, wo man einen Teil der vorüberziehenden Vögel fangen konnte. Diese versah

man an einem Bein mit einem sogenannten „Fußring“, der mit einer Nummer und dem Namen der Station versehen war, wo man die Beringung vorgenommen hatte. Dann ließ man die Tiere wieder frei. Ebenso verfuhr man mit den Jungen der einheimischen Wandervogel und beringte so viele als man einfangen konnte. Je nach den



Schwalbenflug übers Meer.

einzelnen Vogelarten führte man Bücher, in welche die verbrauchten Ringnummern der Reihe nach eingetragen wurden. In der ganzen Welt wurde bekanntgemacht, daß die Beobachtungstationen die an geschossenen oder tot aufgefundenen Vögeln entdeckten Ringe mit Angabe des Fundortes und Datums zurückzuerhalten wünschten. Die meisten Ringe wurden denn auch mit den entsprechenden Angaben zurückerstattet. In den Büchern fanden sich neben den Nummern Rubriken für Jahr und Tag der

Beringung, Fundort, Datum des Fundes und derlei mehr, so daß in dem Buche gewissermaßen das Lebensschicksal des Vogels zu ersehen war. Zielen nun im Laufe der Jahre eine Anzahl Vögel der gleichen Heimat auf ihren Wanderungen den Menschen in die Hände oder verunglückten sie, so war es möglich, nach den Fundorten festzustellen, wie die Verbindungslinie dieser Fundorte auf der Karte die allgemeine Richtung wies, welche die Mehrzahl der Vögel zu nehmen pflegt. Es stellte sich heraus, daß die größere Zahl von beringten Vögeln in Europa ihre Herbstfahrt nicht geradeswegs nach Süden antritt, sondern sich in südwestlicher Richtung über unseren Erdteil bewegt. Diese Tatsache läßt sich leicht erklären, da einzusehen ist, daß die Vögel auf diesem Wege am schnellsten in wärmere Luftschichten kommen. Besonders Wat- und Schwimmvögel folgen regelmäßig den Küsten der Ost- und Nordsee, wie des Atlantischen Ozeans. Nur ein kleiner Teil der beringten Vögel schlug von vornherein einen südlichen und südöstlichen Kurs ein. Bemerkenswert ist, daß dies meist solche Vögel waren, von denen man annimmt, daß sie erst nach der Eiszeit aus östlichen Ländern eingewandert sind. Der Zug der Störche, den man am besten verfolgen konnte, da man mit Leichtigkeit Tausende von Jungen zu beringen vermochte, teilte sich. Diejenigen, die in Westeuropa heimisch waren, genauer gesagt, westlich der Weser, konnten mit Sicherheit über die Pyrenäische Halbinsel verfolgt werden, von wo sie wahrscheinlich nach Nordafrika flogen. Die große Schar aus den übrigen europäischen Ländern nahm den Weg über den Balkan, Syrien, Palästina, Aegypten, und hatte zum allgemeinen Erstaunen ihr regelmäßiges Winterquartier im südlichsten Afrika. Über den Zug der Schwalben wurde verhältnismäßig wenig bekannt. In

England heringte Tiere fand man auf Barbados und in Mexiko. Die englischen Schwalben scheinen also direkt



Vogelsammlung im Helgoländer Museum. Ein Teil der Durchzügler Helgolands.

über den Atlantik geflogen zu sein. Merkwürdigerweise konnte von vielen Tausenden von Schwalben, die in Ungarn mit Ringen versehen wurden, bisher noch keine einzige gefunden werden. Endlich hat die Vogelwarte

Kossitten feststellen können, daß die aus Rußland kommende Nebelkrähe sich den Winter über in Preußen, Pommern, der Mark, Polen und Mecklenburg hauptsächlich aufhält, aber selten mehr weiter westlich und südlich zieht, während die Rabenkrähe sich in diesen Gebieten nur vereinzelt zeigt, dafür aber südlichere und westlichere Gebiete bevorzugt. Warum wohl? — Ja, wer das zu sagen vermöchte!

Für Deutschland kommen hauptsächlich zwei Zugstraßen der Wandervögel in Frage. Die eine, die von den Vögeln benutzt wird, die aus Nordrußland abziehen, führt über die Kurische Nehrung, durch Preußen, Pommern, Polen, Galizien, Ungarn nach dem Süden. Die Vögel aus Skandinavien und so weiter ziehen über Helgoland, Westdeutschland, Frankreich und die Pyrenäen nach ihrem Sommeraufenthalt. In unweigerlich gleicher Richtung geschieht die Rückkehr im Frühjahr. Handelt es sich bei dem Helgolandzuge neben den nordischen Singvögeln, die in ihrer Sommerheimat aber gänzlich verstummen, hauptsächlich um Vögel, die ihren Lebensunterhalt in oder am Wasser finden, so sieht die Kurische Nehrung neben den Singvögeln aus Nordrußland in der Hauptsache Krähen aller Art, Schwäne und Kraniche. Diese finden sich aber auch beim Helgolandzuge. Störche kann man auf beiden Wegen beobachten, wenn sie im Osten auch überwiegen. Gänse- und Entenarten ziehen auf beiden Straßen fast gleichmäßig.

Die Nehrung und Helgoland bilden geradezu ideale Beobachtungsplätze für den Vogelzug, da sie gewissermaßen im Zentrum der jeweiligen Zugstraße liegen. Darum hat man auch die Hauptbeobachtungstationen, sogenannte „Vogelwarten“, an diese Stellen verlegt. Im Westen befindet sich die Vogelwarte auf Helgoland, im Osten

in Kossitten, auf dem südlichen Teil der Nehrung. Fast sämtliche Kulturstaaten besitzen eine oder mehrere solcher Vogelwarten, die alle untereinander in lebhafter Korrespondenz stehen und einander in die Hände arbeiten. Die Tätigkeit der Beamten an den Vogelwarten ist sehr vielseitig und zeitweise überaus anstrengend. Die wichtigste



Spitze eines Zuges nordamerikanischer Wandertauben.

Aufgabe der Vogelwarten ist die Erforschung des Vogelzuges. Da nun aber der größte Teil der Wandervögel bei Nacht zieht, ist es begreiflich, daß die vielen schlaflosen Nächte zur Zugzeit nicht allein ein Opfer bedeuten, sondern — zumal bei der angespanntesten Aufmerksamkeit — auch die Nerven stark mitnehmen. Aber jeder Ornithologe und Naturfreund wird es verstehen, daß es trotzdem den Beobachter immer erneut zur Beobachtung

stelle zieht, wenn die ersten Wanderrufe erschallen. Und, welche Genugtuung, wenn sich eine der bisher unklaren, nächtlichen Stimmen endlich enträtselt! Welche Freude, wenn es gelingt, eine Art zu beobachten, die seit Jahrzehnten nicht mehr als Durchzügler festgestellt wurde, wie den Flußregenpfeifer auf Helgoland, der in den letzten drei Jahrzehnten zweimal erlegt, sonst nicht mehr beobachtet und neuerdings im Strahle des Leuchtfeuers mit dem Auge beobachtet werden konnte. Auch richtige Zugdiagramme sind nur durch intensive nächtliche Beobachtung zu erlangen, und auch dann nur unter Berücksichtigung der Sichtigkeitsverhältnisse jeder Nacht. Es ist bekannt, daß in dunklen Zugnächten der starke Schein der Leuchtfeuer zu Helgoland und Brüster Ort die Vögel anzieht. Dadurch wird nun dem unbefangenen Beobachter ein stärkerer — in Rossitten schwächerer, weil Brüster Ort entfernt liegt — Zug als in hellen Nächten vorgetäuscht. Und doch ist der Zug tatsächlich nicht stärker als sonst auch.

Bei den meisten Versuchen, irgend ein Zugproblem zu verfolgen, erhebt sich immer wieder die Frage: wie lagen die Verhältnisse am Aufbruchsort der Vögel und wie an der Ankunftsstelle? — Wie zeigt sich zu gleicher Zeit der Zug in Ost und West, Nordost und Südwest der Beobachtungstationen, wie überhaupt im ganzen Zuggebiet? — Daher hat man sowohl für die Vogelwarte Rossitten als auch für die von Helgoland eine ganze Anzahl Hilfsstationen errichtet, die in telephonischer Verbindung — neuerdings Radio — mit der Mutterstation stehen und genau so arbeiten wie diese. Der Probleme sind eben gar viele, so: „Vogelzug und Licht“, „Vogelzug und Witterung“, „Verhalten der zuerst erscheinenden Vögel“, „Verhalten der letzten“, „Richtung und Orientierung“.

Früher wurden die Beobachtungen nur einfach in ein Tagebuch chronologisch eingetragen und aus diesem die



Die Leichanlage der Vogelwarte Rossitten. Schwarze und weiße Störche, die in den Leichanlagen zu Studienzwecken gehalten werden, um dort ihr Leben und Treiben zu beobachten. Die Störche erhalten Futter. (Frankl)

nötigen Notizen entnommen. Der Übersichtlichkeit und der rascheren späteren Verarbeitungsmöglichkeit wegen werden neuerdings Tagebücher in Tabellenform benutzt,

während die ausführlichen Aufzeichnungen nach wie vor im Tagebuch eingetragen werden. Diese Monatstabellen geben sofort ein klares Bild über die Zugverhältnisse der einzelnen Arten und ermöglichen vor allem den direkten Vergleich der Zugererscheinungen an den verschiedenen Stationen.

Außer der Beobachtung der Vogelzüge ist das Wichtigste der Fang der Vögel zur Beringung. Dies geschieht in sogenannten „Vogelreusen“. Die anfänglich benützten Reusen bewährten sich nie zur Zufriedenheit, da der Fang mit diesen Vorrichtungen große Mühe verursachte. Aus der Erfahrung heraus, daß der Vogel — im Gegensatz zu dem Fisch im Wasser — den sich verengenden Drahttrichter sehr wohl bemerkt, wurde dieser nun seitwärts angebracht. Außerdem geht der Trichter nicht, wie früher, bis zur Erde hinab, sondern hat, dem Drang der meisten Arten entsprechend, seine Mündung im Fangkäfig über dem Boden, etwa in einem Meter Höhe. Dieses neue Dr. Drossische Modell bewährte sich so ausgezeichnet, daß alle Stationen damit ausgestattet werden, soweit sie es nicht schon sind.

Nicht alle gefangenen Vögel werden mit Fußringen versehen und freigelassen; manche werden für wissenschaftliche Zwecke in Käfigen gehalten. Im vergangenen Sommer besaß die Vogelwarte Helgoland zeitweilig eine große Zahl junger Lummen, die mehrfach für den Film „Vogelleben und Vogelwarte auf Helgoland“ gefilmt wurden. Beide Vogelwarten besitzen große „Vogelstuben“, in denen sich eine Menge der verschiedensten Arten tummelt, und die einen ausgezeichneten Einblick in das Verhalten der einzelnen Arten zueinander gewähren. Außer der Beobachtung dienen die verschiedenen Arten verschiedenen Zwecken. Die Finkenvögel werden,



Wandernde Möwenschär. (Sabereil)

wenn ihre Artgenossen durchziehen, in den Fanggarten gebracht und müssen als Lockvögel dienen. Auch Strandvögel werden zu gleichen Zwecken gehalten. Eine Reihe von Käfigen dient der Isolierung und der Aufnahme solcher Arten, die, beringt, erst am Abend, der Abschussgefahr wegen, freigelassen werden können.

Auch Flinte und Büchse sind im Dienst der Beobachtung unerlässlich. Seltene Arten werden zur Präparation für die Museen abgeschossen. Besonders das Rossittener Museum ist ungewöhnlich reichhaltig, die Balg- und Eiersammlung geradezu einzig. Da findet sich alles: die Vögel in ihren charakteristischen Stellungen, alte und junge, ihre Nester und ihre Eier, ja sogar ihre Nahrung.

Neben allen anderen Arbeiten werden die in der näheren und weiteren Umgebung der Vogelwarten brütenden Vögel beobachtet und ihre Eier gesammelt. In beiden Vogelwarten sind Präparatoren stationiert, die das Ausstopfen der Vögel, das Präparieren der Nester und Eier besorgen, und die besonders zur Zugzeit reich beschäftigt sind.

Auch Flugzeug und Schiff sind neuerdings als Forschungsmittel herangezogen worden und haben gute Ergebnisse gezeitigt. Überhaupt benützen die Vogelwarten jedes Mittel, was ihnen nur irgend zu ihrer Arbeit förderlich sein könnte, und schenken jedem, auch dem geringsten Umstand, die gespannteste Aufmerksamkeit.

Die Beobachtung des Vogelzuges hat sogar zwei Industrien, wenn man so sagen darf, gezeitigt: Auf der Kurischen Nehrung ist es der Krähenfang, und auf den Nordseeinseln sind es die sogenannten „Vogelkojen“. Zur Zeit des Krähenzuges erscheinen die „Krajobitersch“ — Krähenbeißer — mit ihren Schlagnetzen und Ködern auf der Nehrung und belauern die Krähen. Haben sich ge-

nügend Vögel gefangen, so werden sie den Netzen entnommen und durch Zerbeißen des Schädels — daher der Name der Fänger — getötet. Später rupft man sie und nimmt sie aus, worauf sie in großen Fässern für Zeiten des Mangels eingesalzen werden. Wie sind nun diese Vogelkojen beschaffen? An einer möglichst ruhigen, ab-



Präparieren von Vögeln für die Sammlung in Rossitten. (Photothek)

gelegenen Stelle irgend einer Nordseeinsel, beispielsweise Sylt, hat man zwischen hohen und dichten Büschen große Teiche angelegt, aus denen sich, ebenfalls zwischen dichten Büschen, nach verschiedenen Richtungen Kanäle in weiten Bogen in das Land ziehen. Diese Kanäle, die von ihrer Mitte an mit Netzen überspannt sind, werden immer enger und gehen schließlich in eine Abteilung über, die sich schnell und sicher absperrern läßt. Auf dem Teich schwimmen Lockenten umher, die durch ihr Geschrei die



Beim Einsammeln von Möweneiern in Rossfitten. (Frankl)

in der Luft vorüberziehenden Artgenossen anziehen. Diese fallen nun in den Teich ein. Nach dem Begrüßungsgeschnatter schwimmen die Lockenten, die gewöhnt sind, am

Der Flugweg der Störche aus Europa nach Afrika



Die schräg schraffierten Stellen geben die Gebiete an, durch welche die Störche ihren Flug aus Europa nach Afrika nehmen. Die Kreuze deuten die Fundstellen von beringten Störchen an, die als Jungvögel im Neste den Ring erhalten haben.

(Vogelwarte Rossitten)

Ende der Kanäle — „Pfeifen“ genannt — gut und reichlich gefüttert zu werden, langsam — oh, sie beeilen sich durchaus nicht, diese Artverräter, recht als ob sie ihre Bettern sicher machen wollten — in die Kanäle. Die fremden Enten folgen ihnen blindlings in ihr Verderben. Der immer wachsame Wärter, der „Kojenmann“, wartet nur darauf, daß genügend Enten im Hinterteil des Kanals angelangt sind, den er dann rasch schließt. Darauf tötet er die fremden Enten und füttert die eigenen, die nun wieder zum Teich zurückschwimmen, um neue Artgenossen anzulocken. So vollzieht sich der Fang während der Flugzeit Tag und Nacht. An manchen Tagen werden drei- bis vierhundert Enten gefangen, an anderen nur wenige. Irgendwelche Schlüsse auf Fangergebnisse zu ziehen, ist ebenso unmöglich als beim Fischen.

Besuchskartenrätsel

Erich Menzede

Was ist der Herr von Beruf?

Kryptogramm

In den Wörtern Hierarch, Werst, Gehirn, Pauschale, Bendetta, Annakung, Schierke, Steinmeß, Weinweber, Sparta, Gegenwart ist ein Wort aus der Feder Theodor Körners verborgen, jedoch unschwer zu finden, wenn einem jeden Worte drei, dem letzten Worte hingegen nur zwei aufeinanderfolgende Buchstaben entnommen und zusammenhängend gelesen werden.

Auflösungen folgen am Schluß des ersten Bandes im nächsten Jahrgang



Korpyramide des großen Hindutempels von Madura in Südindien, mit zahllosen Darstellungen des Gottes Schiwa bedeckt und in den grellsten Farben bemalt.

Moderne Zigeuner

Von A. Nora/Mit 7 Bildern nach Aufnahmen
von Th. Kockenfelder

Wenn man heute sich ein Motorrad mit Beiwagen oder ein Kleinauto oder einen größeren Wagen anschafft, so geschieht dies nicht allein aus geschäftlichen Bedürfnissen, sondern man verbindet das Angenehme mit dem Nützlichen und denkt an Ausflüge, die man nun öfter als bisher ausführen könnte. Solche Vergnügungsfahrten nehmen mit der weiterschreitenden Motorisierung immer mehr zu, so daß heute die Zahl der Menschen, die für ihre Ferienreise nicht mehr die Eisenbahn, sondern ihr eigenes Fahrzeug benutzen, bedeutend zugenommen hat, und das ist begreiflich, denn die Vorteile, die der Besitz eines Motorrades oder Kleinautos mit sich bringt, sind nicht zu unterschätzen. Man ist an keine Abfahrzeit gebunden, sondern kann aufbrechen, wenn es beliebt. Wieviel angenehmer sind solche Fahrten auf einsamen Wegen durch duftende Wiesen und kühle Wälder, im Gegensatz zum Aufenthalt im überfüllten, stickigen Eisenbahnwagen. Man ist auch nicht mehr an die herkömmliche einmalige Ferienreise im Jahr gebunden, sondern der Motorsportler kann jede Woche auf eigenem Fahrzeug seine „Wochenendfahrt“ ausführen, wie dies in Amerika und England schon lange geschieht. Wenn einer dieser Ausflüge auch nur in die nähere Umgebung des Wohnortes führt, so ist man doch unabhängig von der Bahn, fährt allein und kann sich irgend ein stilles Plätzchen zur geruhnsamen Naturbetrachtung aussuchen, wo man den Sonntag verbringt. So bleibt man verschont vom großen

Ausflüglerstrom, den jeder Bahnhof in landschaftlich reizvoller Gegend allsonntäglich in die Natur entsendet.

Dieses Streben „zurück zur Natur“ — in anderem Sinn freilich als es der Franzose Rousseau meinte, der ja dieses Schlagwort schuf — läuft parallel mit der nach



Mit Faltboot, Zelt, Tisch, Stühlen und Kocheinrichtung unterwegs im Kleinauto.

dem Kriege so mächtig angewachsenen Sportbewegung. Heute will man abseits von der schlechten, verbrauchten Großstadtluft sich möglichst viel in freier, reiner und frischer Luft aufhalten. Der Mensch, der die ganze Woche hindurch in Büro- oder Fabrikräumen gearbeitet hat, ist es seinem Körper schuldig, das Wochenende draußen in der Natur, in Wald und Heide, in Flur und Feld, an Fluß

und See zu verbringen. Dazu ist das Motorfahrzeug in hohem Grade geeignet.

Heute sind jene Anschauungen überwunden, nach denen nur der „reiche Mann“ sich den „Lurus“ eines eigenen Motorfahrzeuges leisten kann. Das ist längst vorbei; denn in erster Linie dient jetzt das Fahrzeug den Anforderungen des Berufes. Von Luxus kann da keine Rede mehr sein. Ja, man könnte umgekehrt sagen: der Auto- oder Motorradfahrer kann sich nicht mehr den Luxus leisten, zu Fuß zu laufen oder stundenlang auf die Eisenbahn zu warten.

Die Automobilindustrie hat sich auf dies Bedürfnis eingestellt und fabriziert billige Fahrzeuge, die wohl im Äußern einfach, in der Ausführung aber Qualitätsware sind. Solche an und für sich billige Fahrzeuge werden außerdem noch zu monatlichen Teilzahlungen abgegeben, so daß heute tatsächlich fast ein jeder, der den Wunsch hegt, Besitzer eines Motorrades oder eines kleinen Wagens werden kann. Durch die Bauten verschiedener unserer Fahrzeugfabriken sind wir heute tatsächlich auf dem Wege zum deutschen Volksautomobil.

Um sich einen guten Erholungstag draußen im Freien schaffen zu können, empfiehlt es sich, am Morgen möglichst beizeiten wegzufahren, an Ort und Stelle alle mitgenommenen Gegenstände auszupacken, den ganzen Tag an einem einsamen, idyllischen Fleck zu bleiben und erst bei einbrechender Dunkelheit wieder der von Auspuffgasen erfüllten Großstadt zuzueilten.

So bleiben viele Stunden des Tages für die Erholung übrig, während die Hinfahrt am Morgen und die Rückfahrt am Abend dem Latendrang des Motorsportlers Genüge verschafft. Nur sollte man sich auf alle Fälle am Abend vorher den Wald, den See oder das Flüsschen, wo



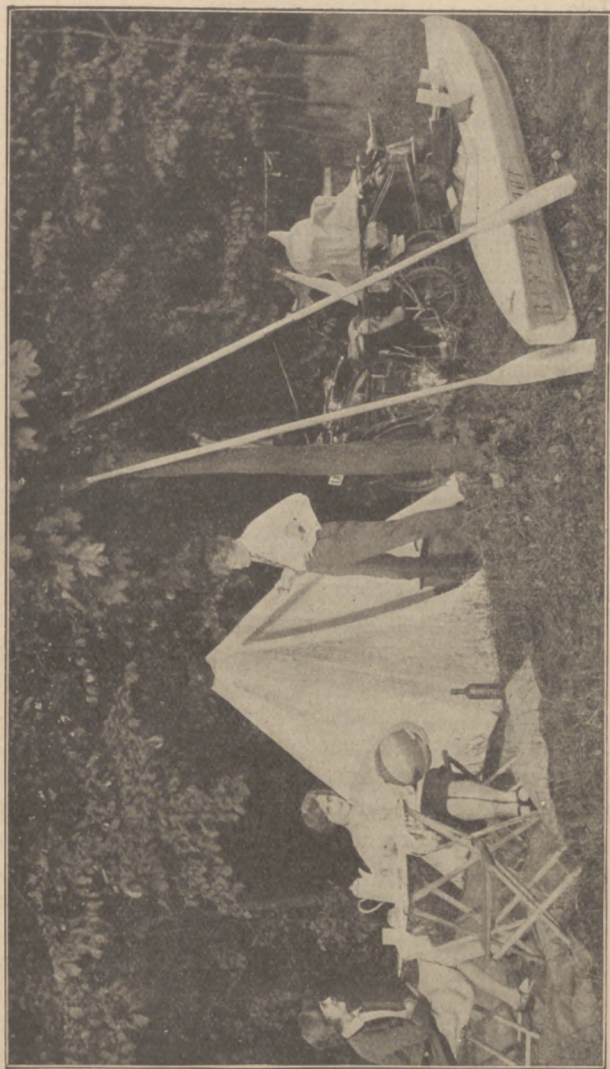
Was man alles am zweckmäßigsten für den „Wochenendausflug“ mitnimmt.

man den Tag verbringen will, an Hand einer guten Karte aussuchen; denn eine Fahrt ins Blaue hinein endet fast stets mit einer Enttäuschung. Und schließlich will man doch auch vor Zuschauern, Straßenstaub, Butterbrotpapier und Eierschalen sicher sein. Bei sorgfältiger Überlegung findet man sogar an hohen und höchsten Feiertagen mit stärkstem Ausflüglerverkehr immer noch einsame, schöne Stellen.

Was braucht man nun alles, um es dort draußen recht behaglich zu haben? — In erster Linie große Decken zum Schutze gegen Ameisen, Käfer oder Brennesseln; einige Kissen werden für den Nachmittagschlaf benötigt.

Daß man Lebensmittel und Kochgeschirr aller Art einschließlich Spirituskocher mitnehmen muß, ist selbstverständlich. Die ganze Freude und der eigentliche Zweck des Erholungstages wären ja dahin, wenn man zum Mittagessen, Kaffeetrinken oder Abendbrot aufbrechen müßte, um die Mahlzeiten in einem Gasthaus einzunehmen. Kaffeekanne, Laffen, Teller, Kochtöpfe und Bratpfannen müssen des Gewichtes und der Zerbrechlichkeit wegen aus Aluminium oder Emaille sein. Die mitgeführten Konserven werden mit dem Büchsenöffner aufgemacht, zubereitet und zum Braten oder Wiener Würstchen gereicht. Salz, Pfeffer, Zucker, gemahlener Kaffee, kondensierte Milch und ähnliche Zutaten darf man auch nicht vergessen. Das Wichtigste ist frisches Trinkwasser, das man stets bei sich haben sollte, denn See- oder Flußwasser darf man nur zum Geschirrspülen benutzen; denn auf einen See, in dem vielleicht Entengröße, Schilfreste oder Wasserflöhe herum schwimmen, wird man gern verzichten.

Um nun die Mahlzeiten nicht nach türkischer Art mit überkreuzten Beinen am Boden hockend verzehren zu



Am gedeckten Kaffeetisch in freier Natur.

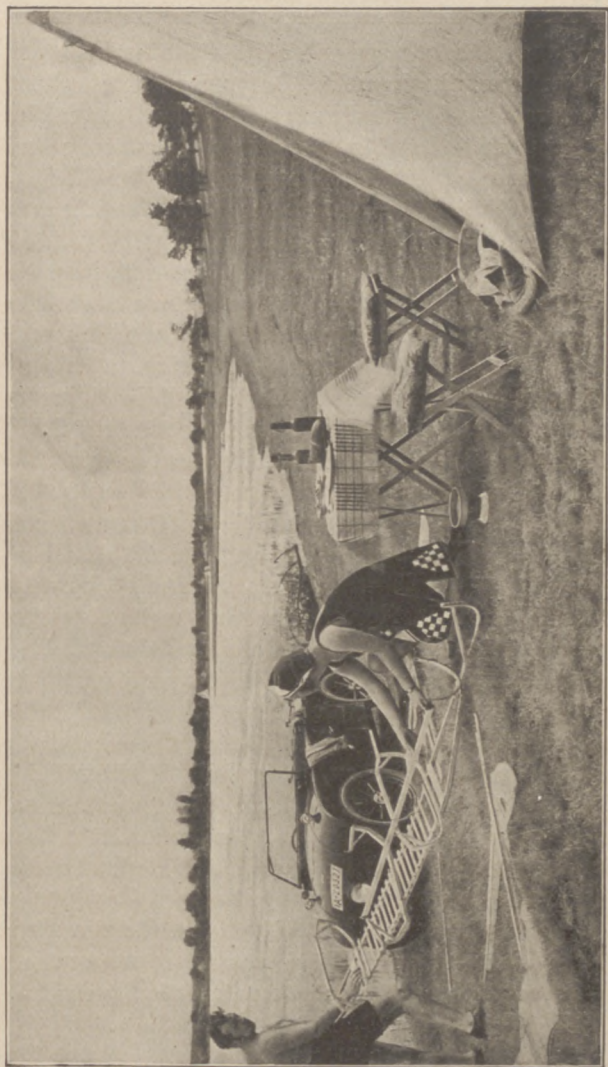
müssen, nimmt man ein zusammenlegbares Tischchen, Klappstühle und eine bunte Kaffeedecke mit.

Ist nun das Mittagessen fertig, dann möchte man vielleicht ein bißchen „Tafelmusik“ hören. Hell scheint die Sonne auf leckere Schüsseln, während aus dem mitgenommenen Reifegrammophon irgend ein Lied über den See schallt. Wer ganz neuzeitlich eingerichtet ist, nimmt seinen Radioapparat mit hinaus. Bald ist die nötige Antenne gelegt. Ein mit einem Stein beschwertes Drahtende wird in eine Baumkrone geworfen; mit dem andern Ende macht man es ebenso; den Erdleitungsdraht steckt man in den See oder in den Fluß. Schon ist man empfangsbereit und kann in stiller Einsamkeit das Programm irgend eines der deutschen Sender hören oder zwischen Steinen und Kiefernwurzeln nach den Klängen einer Kapelle ein Länzchen wagen.

Um auch den Körpersport nicht zu vernachlässigen, nimmt man auch Badeanzug und Fußball mit auf die Fahrt. Schwimmen und Ballspiele in Luft und Sonne erhalten dem Körper die nötige Beweglichkeit und Spannkraft.

Auch der Wassersport braucht nicht zu kurz kommen. Das mitgebrachte Faltboot wird vom Auto geschwallt, zusammengestellt und bald kann man ein Stündchen auf dem See paddeln. Wer es nur zu einem Motorrad mit Beiwagen und zu einem Faltboot gebracht hat, der kann sich glücklich schätzen, denn er ist in der angenehmen Lage, Motorradsport und Wassersport treiben zu können; er hat Landstraße und Wasser in glücklicher Vereinigung. Der Paddelbootfahrer ist meist immer auf die gleichen Wasserläufe angewiesen, wenn er sich nicht zu größeren Fahrten entschließt.

Auch wird man nicht vergessen, etwas zum Lesen mit-



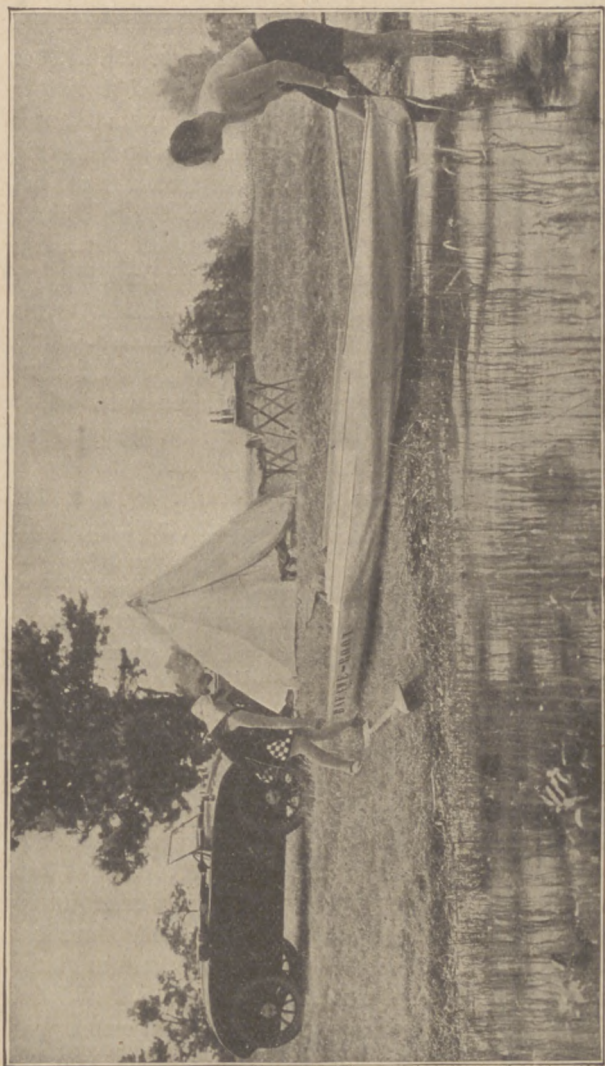
Das mitgenommene Seltboot wird zusammengelegt.

zunehmen. Hier draußen in der Stille und Ruhe, die von keinem Telephonanruf oder „Menschen mit Aktentaschen“ unterbrochen wird, kann man sich ungestört der Lektüre widmen. Vielleicht fällt auch einmal eine Raupe vom Baum herab auf das Buch, eine Ameise beißt, eine blutdürstige Mücke sticht — solche kleinen Zwischenfälle muß man natürlich mit in Kauf nehmen.

Ein plötzlich einsetzender Regen kann auch nicht die Ausflugstimmung verderben, denn bald ist aus mitgenommenen Zeltstäben und dem imprägnierten Zeltbahnstoff eine wasserdichte Unterkunft geschaffen, in der man den stärksten Regen aushalten kann. Auch bei zu großer Sonnenhitze empfindet man den wohlthuenden Schutz eines Zeltdachs. Auch Kamm, Seife, Handtuch und sonstige Toilettengegenstände wird man selbstverständlich mitnehmen, um der gewohnten Reinlichkeit nicht entbehren zu müssen. So führt sich heute bei uns allmählich das ein, was der Amerikaner als „camping“ schon seit Jahren kennt. In Nordamerika sind in landschaftlich schönen Gegenden auf diese Weise sogar Städtegründungen zustande gekommen. Irgend ein findiger Kopf richtete an einer solchen Stelle eine Gelegenheit zur Benzinentnahme ein. Im Laufe der Zeit siedelten sich Geschäfte für andere Bedarfsartikel an, so entstand allmählich eine Siedlung, die nach und nach zur Stadt ward. Wohl war nun ein Gemeinwesen da, aber der idyllische Ausflugsort, der so vielen Erholung und Feierstunden beschert hatte, war vernichtet.

Solche Zeltlagertage und -nächte sind für uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts ein notwendiger Jungborn. Und noch eine andere Aufgabe bergen sie in sich.

In der Zeit der Gegenwart, erfüllt von Hast und Un-

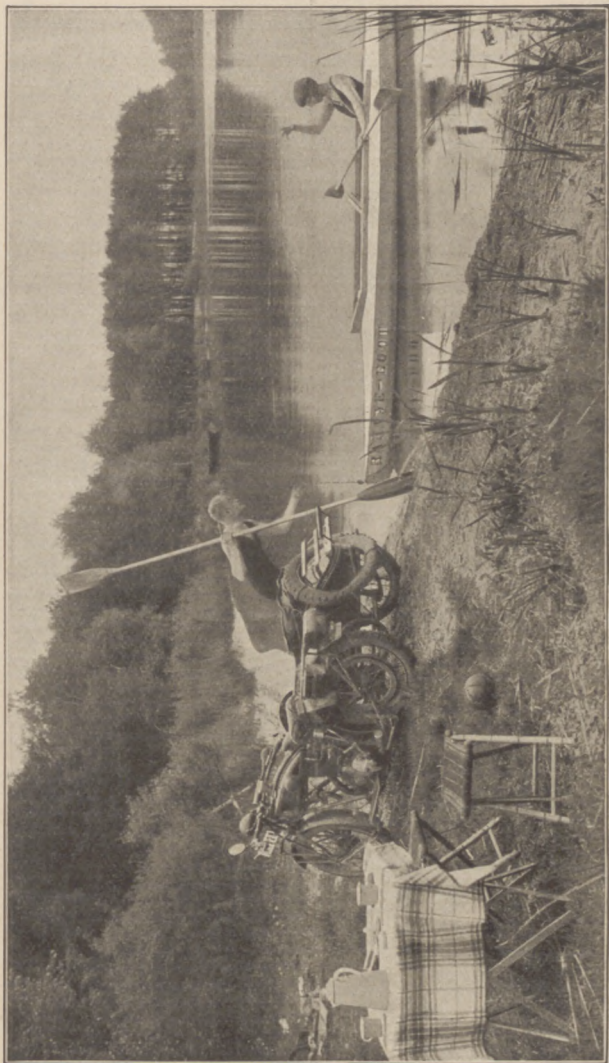


Das Faltboot wird ins Wasser gebracht.

raßt, wird das Heimatgefühl immer mehr erstickt, der Heimatgedanke immer mehr verflacht. Wohl ist der Begriff Heimat grundverschieden. Der Landmann mit seinem Hof, umgeben von Feldern, Wiesen und Wäldern, stellt sich unter Heimat etwas ganz anderes vor als der Großstädter oder der Industriearbeiter, der in Mietskasernen und dumpfen Hinterhauswohnungen sein Leben zubringt. Und diesen Heimatgedanken müssen wir nachdrücklichst pflegen, wenn wir Volkstum, Volksbewußtsein und Eigenart bewahren und erhalten wollen. Durch das Kennenlernen der heimatlichen Landschaft kommt man zur Verwurzelung mit dem Heimatboden, wächst das Gefühl der Heimatliebe, das eine der Grundlagen in jedem geordneten Staatswesen bildet.

Auch das ist ein Grund, als „moderne Zigeuner“ die Heimat zu durchstreifen, sie in ihrer Eigenart zu erkennen, ihre natürlichen Schönheiten in Feld und Wald, Berg und Tal, Fels und Schlucht kennen und schätzen zu lernen, die menschlichen Siedlungen in Dorf und Stadt zu beachten und uns in ihre Einzelheiten zu vertiefen. Da findet man seelische Befriedigung und innere Ruhe wieder; man eignet sich Dauerwerte an, das ungestüme Weltgeschehen formt sich zum Weltbild. Und damit wird die jeweilige Wochenendfahrt zum Erlebnis.

Nicht umsonst sollen wir, von innerem Sehnen erfüllt, Erholung und Stärkung der Kräfte suchen vor den Toren der Stadt, weitab vom Getriebe des Alltags und dem Lärm staubiger Straßen, inmitten grünender Fluren und rauschender Wälder. Hier ist der Mensch nur der Natur unterworfen. Betrachtet man aufmerksam Natur und Umwelt, beobachtet man das Leben und Treiben bei Tieren und Menschen, wirft man einen Blick empor zum gestirnten Himmel, der sich mit all seiner Pracht über die



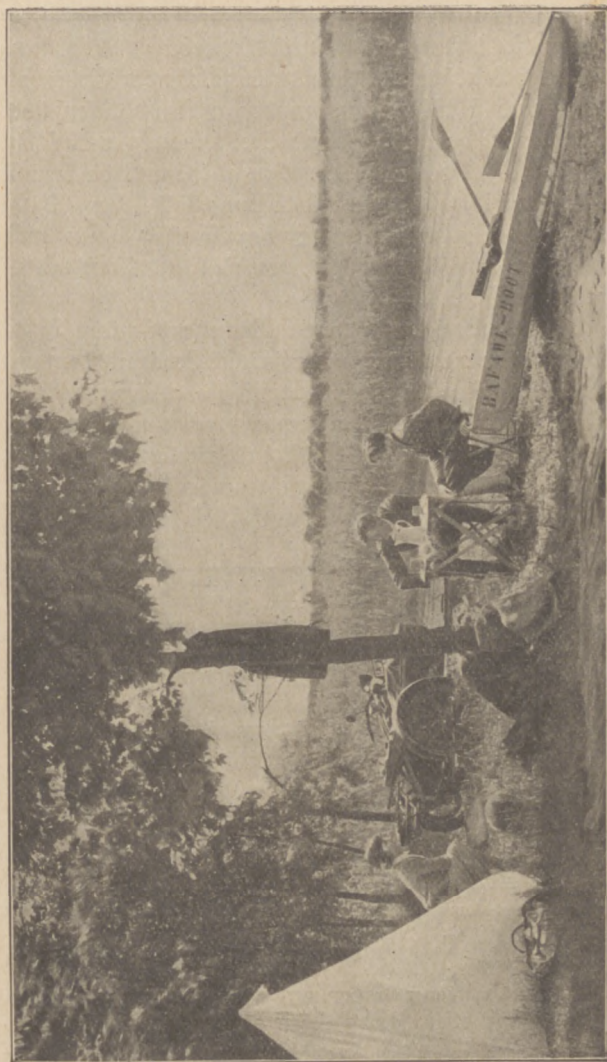
Dom Kaffeefisch ins Paddelboot zum Schwimmen.

Heimaterde wölbt, dann erscheint das eigene Ich klein und unscheinbar. Wohl kann sich nicht jeder in diese vertiefte Denkart versetzen, weil er sich noch nicht von der alltäglichen Gedankenrichtung zu trennen vermag, weil er die Sorgen und das Sinnen des Alltags und der Stadt mit hinausschleppt in Berg und Wald.

Wenn an anderer Stelle gesagt war, daß solche Wochenendfahrten nicht ziellos sein sollen, so darf doch anderseits das Ziel nicht zu stark in den Vordergrund treten; auch der Weg zum Ziel führt an Schönem und Sehenswertem vorüber. Auch da umgeben uns die Lieder der Vögel und das Summen der Käfer, die Sprache des Windes, das Raunen und Flüstern des Waldes, das Singen und Sagen der Menschen, der süße Duft der blumigen Wiese, der herbe Erdgeruch des umgepflügten Feldes und der würzige Hauch des Nadelwaldes. Vom farbenreichen Blümchen bis zum ragenden Fels oder ragenden Wasserfall haben wir Gelegenheit zur geistigen Vertiefung und Entdeckung der Heimat. Naturdenkmale und Werke von Menschenhand werden zu lebendigen Zeugen gewaltiger Vorgänge der Erdgeschichte und menschlicher Geschehnisse. Steine reden. Man gewinnt auch Fühlung mit den Menschen und Einblick und Verständnis fürs Leben der Gegenwart. So kommen wir schließlich von der Naturliebe zur echten und wahren Heimatliebe. Wie sagt doch Goethe so schön: „In der Erde liegt die Schnellkraft, die dich aufwärts treibt. Berühre mit den Zehen nur den Boden, und wie der Erdensohn Antäus bist du allsobald gestärkt.“

Deshalb auf zu frischfröhlichem „modernem Zigeunertum“!

„Trinkt, ihr Augen, was die Wimper hält,
von dem goldnen Überfluß der Welt!“



In den letzten Sonnenstrahlen am Seeufer.

Hinaus in Luft und Licht durch die farben- und formenprächtige Landschaft! Hinaus zum stärkenden Grün von Wald und Flur! Hinaus zu den weiten Blicken über Heide und Moor, Gebirge und See! Hinaus zur Einschau in das Kleinleben der Natur, in alles, was da krecht und fliegt! Hinaus ins Volk und Volksleben. Dann wird uns die Heimat zum Inbegriff alles dessen, was uns Natur und Erde bietet, von Tal und Trift bis zu Fels und Firn.

Lernen wir so auf unseren Wochenendfahrten Landschaft und Gegend kennen, das Stück Erde, auf dem wir wirken und schaffen sollen, durchstreifen wir mit rechtem Sinn unsere Heimat, dann kommen wir zum Bewußtsein des gemeinsamen großen deutschen Vaterlandes, in dessen Boden wir unsere besten Anschauungen und Gedanken sowie unsere Taten verankern.

Arithmogriph

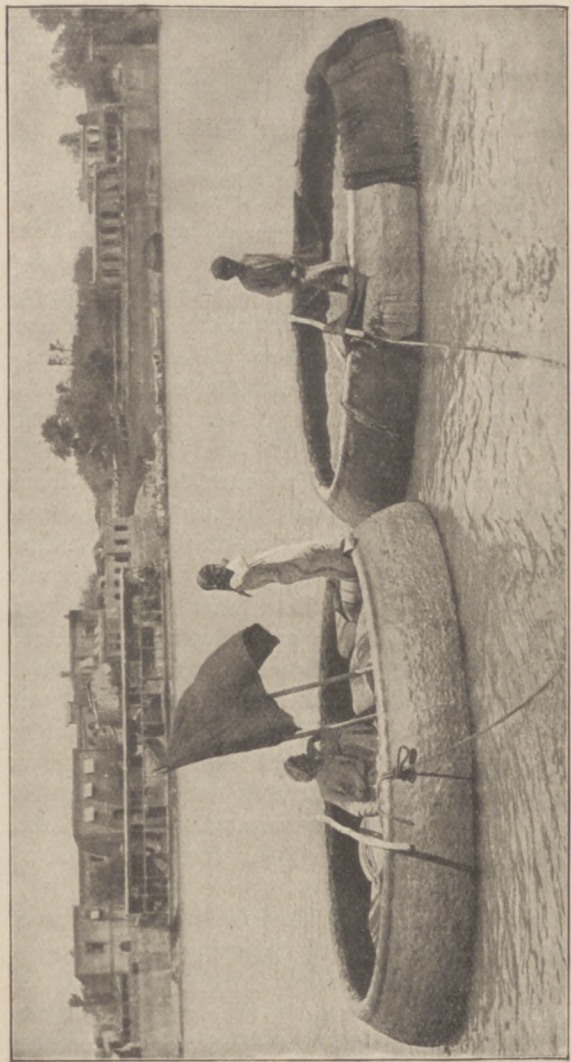
1 2 3 2 4 5	Waffe,
6 5 7 8	Gebirge in Rußland,
9 7 8 10 7	Brettspiel,
10 2 8 8	Nationalheld der Schweizer,
7 5 2 11 7	Kampfraum im römischen Theater,
12 2 11 13 2 10 10 7	Blutrache,
7 5 9 2 11 14 15	Gift,
13 7 10 6 16	ein bestimmter Zeitpunkt,
17 13 2 5	deutscher Fluß,
8 17 14 5 2	Fluß in Frankreich,
18 14 11 1 2 5	Teil des Armes.

Die Anfangs- und dann die dritten Buchstaben der an Stelle der Zahlenreihen eingelegten Wörter, beides von oben nach unten gelesen, nennen zwei bekannte Gestalten eines früheren langwierigen Krieges.

Rätsel

Stell' hinter ein Handwerksgerät einen Schwur
und schenke das Ganze dem Trauernden nur.

Auflösungen folgen am Schluß des ersten Bandes im nächsten Jahrgang



Eogenannte „Kuffahs“, die in Bagdad die Stelle von Booten und Kähnen vertreten. Sie werden entweder gerudert oder vom Ufer aus getrieblt. (Sport and General)

Scherz und Ernst im Rätselspiel

Von Hermann Kall

Eine der neuesten Gaben, mit denen die „Neue Welt“, Amerika, das alte Europa beglückt hat — denn die Geberrolle spielen nun einmal jetzt die reichen, tonangebenden Vereinigten Staaten —, war der Kreuzworträtselzug. Die „schwarzen Flecken“ traten alsbald in allen Zeitschriften und Zeitungen auf, Leser ersuchten die Schriftleitungen darum; kein Wunder, wenn man diesen Modeerzeugnissen überall begegnete. Selbst in ernste Fachblätter, die bisher nur den zum Bau gehörenden Raum in ihren Spalten gewährt hatten, drang das Kreuzworträtsel ein. Was war nun eigentlich das Anziehende an diesen Rätseln? Der auf Beobachtung und geistesgegenwärtige Ausnutzung günstiger Kombinationen und Konjunkturen eingestellte Amerikaner dressiert seinen Verstand mit Vergnügen an dem Erraten der in die von kreuzweis, hoch und quer laufenden Linien gebildeten Felder gehörenden Buchstaben. Man hat Verstand und — Wörterbücher. Die Technik des Kreuzworträtselratens läßt sich lernen. Amerikanischer Geschäftssinn hat sogar praktische Zwecke damit verbunden und alle Tricks der Reklame angewandt, das Kreuzworträtsel zum Schlager zu machen und indirekt zur Warenempfehlung auszubenten.

Für uns hat die voraussichtlich bald wieder verebbende Bewegung transatlantischen Ursprunges vielleicht das Gute, daß der Sinn für Scherz und Ernst im Rätselraten überhaupt wieder etwas Lebendiges wird. Es gibt allerdings schon jetzt Kluge von übermorgen, die in der

Größe ihrer Neuzeitgeistigkeit von dem Schrecken vor allem schon früher Dagewesenen so geschüttelt werden, daß sie gegen das Wiedererwachen der Freude am Rätsel als einer alten, überwundenen Kindlichkeit und dem Philisterstübenglück der Gestrigkeit protestieren zu müssen glauben.

Rechten muß man mit solchen Leuten nicht. Besser ist es, sich unvoreingenommen einmal zu vertiefen in alles das, was für uns aus deutschem Erbe und eigenem Empfinden in dem Rätsel beschlossen liegt. Es gibt gewiß einen nichts weniger als toten, vielmehr immer neu grünenden Garten des Rätselspiels, und darauf nur kommt es an, daß uns die Besten, daß uns Dichter und feingestimmte Seelen seine Schönheit neu erschließen.

Uns sind Rätsel schon deshalb bedeutungsvoll, weil sie schon vor vielen tausend Jahren die Besten und Klügsten beschäftigt haben. Es muß doch etwas daran gewesen sein, wenn die ungewöhnlich kluge Königin von Saba den durch Scharfsinn und Weisheit bis in ferne Weltteile berühmten König Salomo in Jerusalem aufsuchte, um ihn durch Rätsel auf die Probe zu stellen. Die Beden der Inder, die Schriften persischer und arabischer Dichter, die Makamen des geistvollen Hariri, die Edda und die Bibel, die heiligen Schriften östlicher und westlicher Urzeit enthielten Rätsel. Die Weisesten Griechenlands und ihre Dichter liebten es, in Rätseln zu sprechen, Schicksale wurden verkündet in Rätselsprüchen, und als Krönung der Genüsse heiterer Gastmähler gab man den Freunden Rätsel zu raten auf. Auch die alt-nordische und angelsächsische Literatur ist reich an Rätseln. Kunstvolle Formen entnahmen die Mönche des Mittelalters römischen Vorbildern und pflegten sie weiter. Dem Wettstreit im Sängerkrieg auf der Wartburg liegt ein

Rätselgedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert zugrunde. Höchste Weisheit, tiefste Lebenswahrheit hüllte sich also zu allen Zeiten und bei hochstehenden Völkern in die kunstvolle Verkleidung des Rätsels, um desto eindrucksvoller, gleichsam wie die Blüte aus der Knospe hervorzubrechen. Nicht lediglich auf Worte, die laut Wörterbuch existieren, auf schönen und tiefen Sinn, der in den Worten liegt und hinter ihnen lockend sich verbirgt, kam es bei diesen alten Rätseln an! Es ist eigentlich verkehrt, von Welträtseln zu sprechen, wenn man doch damit gerade das bezeichnen will, was man nicht erraten kann, was über unseren Verstand geht und anscheinend der Vernunft entbehrt. Das Rätsel ist die poetische Umschreibung von Wahrheiten, die der Verstand finden, erraten und ermitteln kann, und in dem Versteckenspiel, in dem absichtlichen Irreführen durch ähnliche, aber grundverschiedene bedeutende Merkmale und endlichem Zurechtfinden liegt der Reiz des Rätsels.

Worauf beruht die Schönheit des Poetischen? Doch ebenso, wie beim Rätsel, auf der bildhaften, das Wesentliche vor Augen rückenden und doch das Letzte unausgesprochen lassenden Ausdruckskunst. Geh selbst und suche! Der Dichter wie der Rätseltkundige müssen es verstehen, das Gesuchte treffend zu schildern, und es doch nicht gleich zur Anschauung gelangen zu lassen. Beide wählen deshalb unter den Merkmalen gern solche, welche einander zu widersprechen scheinen, oder solche, die auf einzelnes zutreffen, aber nicht auf die Gesamtheit. Der romantische Dichter Wackernagel sagte vom Rätsel: „Vergeistlichung des Geistigen, Vergeistigung des Sinnlichen, verschönernde Erhebung dessen, was alltäglich vor uns liegt, alles das gehört zum Wesen des Rätsels, wie es zum Wesen und den Mitteln der Poesie gehört.“

Die ursprünglichste Fassung des Rätsels ist eine Frage, die, wenn sie Antwort findet, oft auf einen Witz, auf einen harmlosen Scherz oder Spott hinausläuft, denn der Ratende hat etwas ganz anderes erwartet. „Was ist für ein Unterschied“, pflegen viele solcher Rätselfragen zu beginnen, „beispielsweise zwischen dem Alphabet und dem menschlichen Leben?“ Die Antwort lautet: „Das Alphabet hat nur ein W, das menschliche Leben viele W“ (Wehe). Oder: „Warum sind Diebe klüger als Ärzte?“ — „Die Diebe wissen immer, was den Leuten fehlt, der Arzt muß es erst suchen.“

Scherzfragen waren es meist, die so gestellt wurden, daß man es bei der Beantwortung mit der Orthographie nicht so genau nehmen durfte. „In welchen drei deutschen Städten gibt es täglich viermal T?“ — „In Stuttgart, Hettstedt und Buttstädt.“

Rätsel, die in poetischer Form ein Wort zu erraten aufgeben, sogenannte Worträtsel, haben auch deutsche Dichter nicht verschmäht zu ersinnen. Schiller, Th. Körner, Bürger und Krummacher, Langbein, Müller, Rückert und andere, auch Gelehrte wie Schleiermacher, Herder und Mezger haben Rätseldichtungen von bleibendem Wert hinterlassen. Goethe, der zwar im allgemeinen vom Rätselspiel nicht viel hielt, erkannte doch gern an, daß Schillers Rätsel „sehr schön und von hohem Eindruck“ seien. Und wer würde dem nicht beistimmen in Beziehung auf das bekannte Rätselgedicht:

„Von Perlen baut sich eine Brücke
hoch über einem grünen See.
Sie baut sich auf im Augenblicke,
und schwindelnd steigt sie in die Höh'.
Der höchsten Schiffe höchsten Masten
zieh'n unter ihrem Bogen hin.

Sie selber trug noch keine Lasten
 und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.
 Sie wird erst mit dem Strom und schwindet
 so wie des Wassers Flut versiegt.
 So sprich, wo sich die Brücke findet
 und wer sie künstlich hat gefügt.“

(Regenbogen.)

Wir haben einen alten poetischen Rätselschatz, der immer wieder vielen Freude machen und tiefere Empfindungen erwecken könnte, weil viele außer dem zu erratenden Wortsinn noch einen höheren, allgemein menschlichen erkennen lassen, für den der erstere nur ein Gleichnis ist. Warum sollten nicht auch heute wirkliche Künstler tiefere Gedanken in die poetische Form des Rätsels kleiden können? Mögen sie ihnen doch ein neuzeitliches Gewand, wohl auch einen das Gegenwartsleben berührenden Inhalt geben; das Rätselspiel könnte heute so gut wie ehedem Dichter zur Behandlung reizen. Je öfter sich mehr wie durchschnittliche Begabungen dieser Unterhaltungsmöglichkeit annehmen wollten, desto sicherer würde es über eine bloß äußerliche, technische Fertigkeit gehoben, einem rationalistischen, flachen Zeitgeist entzogen. Nicht nur der Verstand, auch Phantasie und Gemüt könnten und sollten im Rätselspiel angeregt werden.

Das Bedürfnis nach Betätigung des Spieltriebs, der freien Beweglichkeit der Phantasie wie der synthetischen und logischen Leichterarbeit des Verstandes als wohlthuende Beschäftigung für Erholungstunden ist zweifellos da. Je nachdem es gelenkt wird, kann es seichter oder auch veredelter und vertieft werden. Gerade weil die Tagesgeschäftigkeit das eigene Zummeln des Geistes vielfach im monotonen Handfertigkeitssdienst ausschließt, und weil das Leben unserer Zeit so sehr in Gefahr ist, liebe-

leer und seelenlos zu werden oder nur von geräuschvollen, nervenaufpeitschenden, aber Leerheit und Ermattung hinterlassenden Vergnügungen unterbrochen wird, müßte jede Beseelung der Unterhaltungsmöglichkeiten, also auch der bescheidenen, häuslichen des Rätselspiels, als Dienst am Volk gelten. Abwechslungsmöglichkeiten gäbe es genug. Die Variationen des Worträtsels durch Umstellung, Auslassung oder Hinzufügung von Buchstaben sind so mannigfaltig, daß rasche Erschöpfung nicht zu befürchten wäre. Anagramme, die vorwärts und rückwärts gelesen je ein Wort ergeben, wie *Nebel* und *Leben*, oder Palindrome, die von rechts nach links das gleiche ergeben wie von links nach rechts, wie zum Beispiel „neben“ oder „stets“, sind allerdings begrenzt, da der Sprachschatz nur wenige enthält. Aber die Scharade hat in der Zusammensetzung von Worten, die also mehrere Teillösungen und eine Gesamtlösung erfordern, eine Fülle von Abwechslungsmöglichkeiten. Scharaden zu raten war deshalb im Gesellschaftsleben, besonders zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, eine beliebte, viel *Witz* und *Geistesgegenwart* beanspruchende Lieblingsunterhaltung. Anmutige Neckerei und verblühte Liebeserklärungen konnten sich in den Rätselndeutungen der Scharade verstecken. Selbst die einfachsten haben oft einen gemütvollen Ton, wie etwa das folgende:

Die Ersten lenken die rüstige Fahrt,
 die Letzte schmückt sich mit stattlichem Bart.
 Und geht's in die Brandung des Lebens hinein,
 so mag die Liebe das Ganze sein.“

(Steuermann.)

Mechanischer sind schon die verschiedenen Rätselarten, bei denen es lediglich darauf ankommt, willkürlich aus-

einandergerissene und zerstreute Silben wieder zu sinngebenden Worten zusammenzusuchen. Da gibt es Silbenzusammensetzspiele oder sogenannte Silbenrätsel, oder, je nach dem Sinn der gesuchten Worte, Geographie-, Literatur-, Geschichtsrätsel und anderes mehr. Bescheiden nur mag die Denktätigkeit dabei sein, aber sie genügt doch oft gerade auch für Menschen, die auf einem Schmerzenslager sich nicht viel zumuten dürfen und doch so sehnüchtig Erlösung von der Langweile oder noch Schlimmerem, von finsternen Gedanken der Mutlosigkeit wünschen. Auf eine gewisse Methode des Silbenzusammensuchens kommt es auch beim Kösselsprung an, der seinen Namen dem Schach entlehnt. Wie bei jenem scharfsinnigen Brettspiel für das „Kössel“ die Bedingung besteht, nur zwei Felder nach irgend einer Seite zu „springen“, so soll auch der Zug des Silbensuchers an diese Grenzen gebunden sein. Das Finden ist gar nicht so leicht, und ein besonderer Reiz liegt im poetischen Wert des Ergebnisses, des Liedes oder Sinnspruches, die bei der Lösung herauskommen. Eine Rätselform, auf die man sich vor vierzig oder fünfzig Jahren noch weit besser verstand als heute, ist das Bilderrätsel. Es gibt heute leider nur wenig gute Rätsel dieser Art. Das liegt wohl daran, daß es in unserem geschäftsgeübten Geschlecht seltener humorbegabte zeichnerische Talente gibt, denen es Freude bereitet, ihre Zeichenkunst einmal an so engbegrenzten Darstellungsmöglichkeiten zu erproben und dabei launisch den Ratenden ein wenig irrezuführen und zu foppen. Bilderrätsel, die sich nicht über das Stammeln der Kinderlesefibel erheben, können nicht allgemein befriedigen. Wenn aber, wie der Rebus in alter Zeit es meist tat, ein Sprichwort oder eine Sentenz in einer Reihenfolge von drolligen Bildhindeutungen wiedergegeben sind, deren

Sinn man trotz mancher Irrführung erraten muß, hat der Künstler kein Geringes geleistet, und die Lösung bereitet umso mehr Spaß, je mehr sie auf einem Scherz beruht. Man war freilich nicht ängstlich auf Rechtschreibung dabei bedacht, und manche Lösung begrüßt man unwillkürlich mit einem zwerchfellerschütternden „Au!“ wie bei einem witzigen Kalauer.

Sollte es denn heute wirklich so wenig künstlerisch Begabte geben, die auch diese Aufgabe reizen könnte? Der klingende Erfolg dürfte nicht ausbleiben. Ein gutes, wirklich humorvolles, künstlerisches Bilderrätsel würden die meisten Redaktionen gern aufnehmen. Möglichkeiten für neue Betätigung im Erfinden von Rätseln böten sich also genug, und Menschen, denen solche Gaben für ihre Feierabendstunden willkommen wären, fehlen gewiß auch nicht. Man sollte nur erkennen, daß im Besinnen auf solche harmlose, nur anregende, nicht nervenaufreizende, Verstand und Gemüt beschäftigende Unterhaltungsformen, wie die der verschiedenen Rätselarten, mehr beschlossen ist, als oberflächliche Beurteilung zunächst meint. Das moderne Leben krankt an Übertreibungen, nicht zuletzt in den Genüssen. Die daraus entstehende Gereiztheit und Nervosität, die nachfolgende Erschlaffung und Unbefriedetheit sind das Alleruntauglichste für die notwendige körperliche und geistige Erstarbung zur Qualitätsleistung im Wettbewerb. Die Veräußerlichung und die Mechanisierung, die frivole Unterhöhlung des Lebens durch Reizgifte und die Pfefferung mit allem Bizarren, nur Geräuschvollem und Niggerhaftem sind bedenkliche Zeitmängel. Gebt dem Leben wieder mehr schlichten, aber tiefen Sinn, laßt den Scherz der nicht nur müßigen, sondern gute Muße gebenden Feierabendstunde durchschimmern sein von edlem Ernst, und auch in das Kleine

und Kleinste, wie zum Beispiel in Scherz und Ernst des Rätselspiels, kann ein Stück Pflege würdiger Menschlichkeit hineingelegt werden.

Bilderrätsel



Auflösung folgt am Schluß des ersten Bandes im nächsten Jahrgang



Ein graufiger Kampf zwischen ausgewachsenen Krokodilen.
Nach einer Originalzeichnung von A. Specht,

Krankheitsnachweis mit chemischen Hilfsmitteln

Von Dr. med. Max Grünewald

Der Einfluß der Chemie auf die Medizin hat zur Folge, daß man eine Reihe von Krankheiten durch chemische Reaktion festzustellen vermag. Wenn die Harnausscheidungen eines Patienten chemisch untersucht werden, läßt sich aus dem Ergebnis die gestörte Tätigkeit eines Organs feststellen. Selbstverständlich ist zur erfolgreichen Krankenbehandlung mehr nötig, als lediglich das Wissen vom Kranksein eines bestimmten Organs und der Nachweis der gestörten Tätigkeit dieses Körperteiles. Wie weit reichen nun die Möglichkeiten, lediglich aus den Harnausscheidungen eines Kranken das mögliche Vorhandensein einer Erkrankung nachzuweisen?

Der Harn eines an Gelbsucht Erkrankten hat zeitweilig eine hierbraune Färbung; beim Schütteln tritt ein besonders charakteristischer gelbbrauner Schaum auf. Schüttelt man einen solchen Harn mit etwas Chloroform, so nimmt das bisher wasserklare Chloroform eine zitronengelbe Färbung an. Durch diese Untersuchung ist der Nachweis erbracht, daß der Harn, der diese Reaktion gibt, von einem Patienten stammt, der an Gelbsucht leidet.

Die chemische Untersuchung des Harns auf Zucker liefert den Nachweis der Zuckerkrankheit — Diabetes. Das Fortschreiten dieser Erkrankung wird gleichfalls im Harn nachgewiesen durch Feststellung von Azeton, Azetessigsäure und Beta-Drybuttersäure. Das Vorhandensein dieser drei chemischen Verbindungen beweist, daß

eine schwere Stoffwechselförderung vorliegt; Azetessigsäure und Drybuttersäure sind Zeichen für außerordentliche Säurevermehrung im Körper, also Anzeichen der Gefahr einer Säurevergiftung, des sogenannten Coma diabeticum.

In der ersten Erkrankungswoche bei Auftreten eines Typhus, bei schweren Fällen von Lungenentzündung, Wochenbettfieber, Masern und Tuberkulose tritt im Harn die von Ehrlich entdeckte Diazoreaktion auf. Verschiedene zum Harn zugesetzte Reagenzien verursachen eine Rotfärbung; bei Scharlach karmin- bis rotorange. Bei Tuberkulose ist das Auftreten dieser Reaktion ein Zeichen ungünstigen Verlaufes.

Der Nachweis von Blutfarbstoffen im Harn ist gleichfalls auf chemischem Wege möglich. Blutfarbstoffhaltiger Harn ist entweder hellrot oder braunrot. Das Auftreten von Blutfarbstoff im Harn kommt vor bei manchen schweren Vergiftungen, beispielsweise mit Chlorkali, bei blutiger Nierenentzündung, bei Nierengeschwülsten, bei Tuberkulose der Harnwege und blutiger Blasenentzündung.

Das Auftreten von Eiweiß im Harn ist auf chemischem Wege im Reagenzglas nachweisbar. Es ist die Folge der Einwirkung vieler Gifte und tritt bei allen Nierenerkrankungen und bei Herzkrankheiten mit Störung der Kreislauforgane auf. Zuweilen ist bei gesunden Menschen nach großen Anstrengungen eine vorübergehend auftretende geringe Eiweißmenge im Harn nachweisbar. Auch die eingangs erwähnte Zuckerreaktion läßt sich nach reichlichem Süßigkeitsgenuß vorübergehend beim Gesunden im Harn finden.

Ein chemischer Körper: Indikan, tritt in vermehrter Menge im Harn auf bei Cholera, Bauchfellentzündung

und am stärksten bei Darmverschluss. Sein Auftreten läßt einen Rückschluß auf die Stärke des Eiweißfäulnisprozesses im Darmkanal zu.

Aus diesen kurzen Ausführungen geht hervor, welchen Einfluß die Chemie auf die medizinischen Untersuchungsmethoden hat. Es ist aber auch daraus zu ersehen, daß der Nachweis einer chemischen Reaktion allein nicht zur Feststellung einer Krankheit genügt. Dazu ist die gesamte Untersuchung des Kranken nötig unter Berücksichtigung der Tätigkeit aller körperlichen Organe. Diese Untersuchung ist ausschließlich Sache des Arztes.

Magisches Quadrat

A	A	A	D
D	E	E	E
G	I	L	L
N	N	S	S

Die Buchstaben im Quadrat sind so zu ordnen, daß die wagrechten und senkrechten Reihen gleichlautende Wörter von folgender Bedeutung ergeben:

1. Trinkgefäß, 2. verschließbaren Kasten, 3. Hafensstadt, 4. Gestalt aus „Wallenstein“.

Silberrätsel

Aus den Silben ah, bras, chi, da, dig, dung, e, e, er, fin, ge, ge, gen, ger, i, iff, ka, fu, land, li, mi, nar, ne, ne, ne, ne, pe, ra, rä, rei, ret, ri, rier, ris, rist, sal, scher, se, sig, ter, to, tou, tri, um, ur, us, van, ve, wa sind Wörter von folgender Bedeutung zu bilden:

1. Polizeidiener, 2. Soldat einer Leibwache, 3. heilige Bottschaft, 4. Tanz, 5. verstorbener Schauspieler, 6. Vehrstätte, 7. Krankheitserreger, 8. Perserkönig, 9. Augenteil, 10. Muse, 11. Bote, 12. Vorfahre, 13. nordamerikanischer Staat, 14. Salzart, 15. Wanderer, 16. Stadt in Italien, 17. Neuheit, 18. dürrer Holz.

Erste und vierte Buchstaben — beide von oben nach unten gelesen — ergeben ein Zitat von Schiller. (ch und sch gelten als ein Buchstabe.)

Auflösungen folgen am Schluß des ersten Bandes
im nächsten Jahrgang



Auf blumiger Wiese.
Nach einem Gemälde von Cornelius Max.

Am Salto do Iguassu

Erlebnisse an den größten Wasserfällen der Erde

Von Werner Korf / Mit 3 Bildern

Die Sirene des kleinen Raddampfers „Quarani“ heulte lange dreimal. Aus den bambusrohrbewaldeten Berguferufern des Rio Alto Paraná flog von diesem greulichen Getöse ein großer Schwarm grüner Papageien erschreckt auf und schwirrte lärmend über den Fluß. Auf einer Waldlichtung des rechten Ufers sah man einige Holzhäuser; so sahen also die Bauten am Hafen von Foz do Iguassu im Staate Paraná Brasiliens aus. Am Ufer warteten Menschen auf den Dampfer. Eine Anlegebrücke gab es damals noch nicht; der Dampfer hielt nahe beim Strand und warf Anker. Ich stieg mit meinem Reisegenossen Otto aus. Nach längerem Verhandeln mit den Eingeborenen, die uns mit einem Boot ans Ufer bringen sollten, verstauteu wir unseren großen Reisekoffer. Am Land empfingen uns mit wortreichen Anpreisungen mangelhaft bekleidete „Dienstmänner“ des zweifelhaften Urwaldhotels. Ein Karrenführer wollte uns für zwei Milreis — etwa zwei Mark dreißig Pfennig — bis zur Plaza — dem Marktplatz des Ortes — bringen. Während der Fahrt erfuhr ich, was ich wissen wollte: wo es zunächst ein vertrauenswürdiges Gasthaus gab, in dem deutsche und andere europäische Kolonisten verkehrten, daß der große Wasserfall etwa dreißig bis fünf- unddreißig Kilometer Urwaldweg entfernt sei, daß billig Land zu haben wäre und daß deutsch-brasilianische Kolonisten in einer Siedlung lebten.

Der Ort sah nicht übel aus. Etwa fünf- bis sechs-

hundert Einwohner mochten da hausen. Auch eine Militärstation gab es an diesem Hauptausfuhrplatz für den in den Wäldern gewonnenen Herbabaumtee. In der Nähe der Plaza hielt der Caboclo-Brasilianer — ein Mischling — mit unserem Koffer vor dem Gasthaus, das den stolzen Namen „Hotel International“ führte. Es war eine nicht fugendichte Bretterbude, die man mit Schindeln aus Pinienholz gedeckt hatte. Für ein Zimmer forderte man Preise, die uns zu hoch waren, doch der deutsch-brasilianische Wirt erlaubte uns als Landsmann in einem nicht möblierten zimmerartigen Holzverschlag umsonst zu nächtigen. Wir wollten uns durch eine reichliche Zeche im Essen dankbar erweisen, aber das Essen war ungewöhnlich billig. Unser Plan, den großen Wasserfall zu besuchen, wurde von Don Pablo, dem Wirt, mißbillig aufgenommen; wir könnten uns verlaufen, meinte er, denn es gäbe viele sich kreuzende Wege und Holzpfade, durch die wir irreführt werden könnten. Das schreckte uns aber nicht ab. Wir kauften Konserven, Brot und anderen Proviant für drei Tage ein; außerdem rechneten wir damit, etwas zu erjagen.

In der Morgensonne schritten wir mit rucksackartigem Gepäck und Gewehren rüstig durch den Ort. Bald kamen wir zur eigentlichen Kolonie. Die fünfzig Meter breite Urwaldschneise — Picada genannt —, der Hauptweg, war verhältnismäßig gut imstande und wir kamen schnell vorwärts. Die einzelnen Siedlerflächen waren hier am Weg anfangs zweihundertfünfzig Meter breit, später fünfhundert Meter bei durchschnittlicher Tiefe von tausend Meter; nur ein Drittel des Bodens war besiedelt.

Die rote, eisenhaltige Erde mit den tief eingeschnittenen Wagenspuren hob sich prächtig ab von dem verschiedenfarbigen Grün des Urwalds, den hohe Königspalmen

überragten. Der tiefblaue Himmel war fast wolkenlos; die Sonne quälte uns nicht sehr. Hier ging der Winter zu Ende, es war also angenehm warm. Tau glitzerte farbenprächtigt auf dickblättrigen Krautpflanzen, die den Weg zu überwuchern drohten. Die würzige Luft atmete sich leicht, wanderten wir doch etwa dreihundert Meter über dem Meerespiegel. Die welligen Hügel schienen mit der Länge des Weges höher zu werden; eine allmähliche Steigung des Geländes war unverkennbar. Als wir den von Don Pablo bezeichneten Kilometer fünfzehn erreichten, kenntlich durch eine kleine Caboclosiedlung an einem die Picada kreuzenden Bache, zeigte mein Taschenthermometer dreiundzwanzig Grad Celsius. Frühmorgens hatte ich dreizehn Grad gemessen. Es war also bald warm geworden.

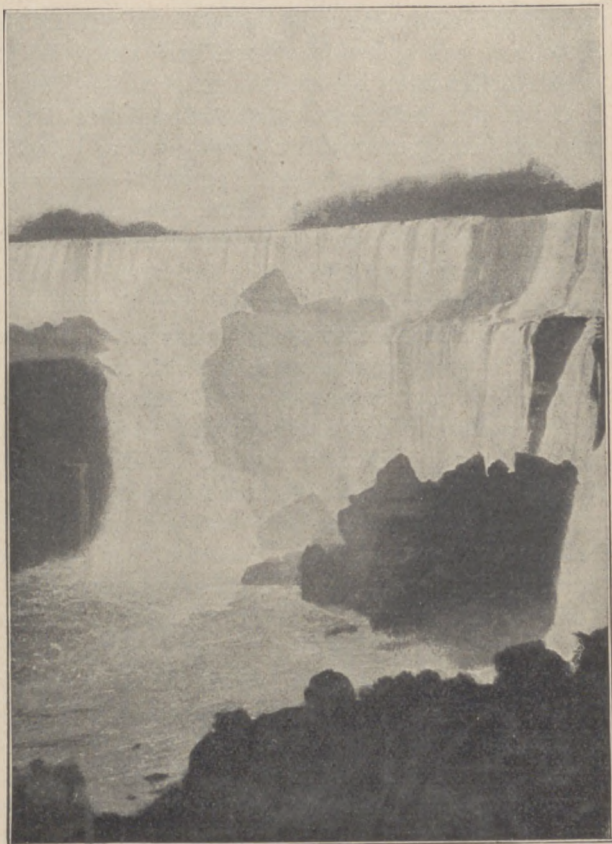
Um mit den zurückhaltenden Eingeborenen besser ins Gespräch zu kommen, erwarben wir in der Siedlung ein paar erlegte Papageien. Wir frühstückten kräftig und erfuhren bei der Unterhaltung, daß wir uns nach einem stark zerfahrenen Holzschleifweg, der bis dicht an den Fall reiche, sicher richten könnten. Dann würden wir das Getöse des Falles hören und den richtigen Pfad leicht finden. Wir hörten, daß ein brasilianischer Ingenieur den Fall vermessen hätte und daß er hier in der Nähe eine große Landvermessung für eine Siedlungs- und Bahnbau-gesellschaft ausführe. Das hörte ich gern. Nach unserer Rückkehr vom Fall wollten wir den Mann aufsuchen.

Erst um Mittag brachen wir auf; einige halbnackte Burschen begleiteten uns eine kurze Strecke.

Im dunklen Urwald wurde der Weg, je weiter wir vorrückten, enger und verwachsener, das Licht dämmriger, die Luft dumpfig und warmfeucht. Das Thermo-

meter zeigte siebenundzwanzig Grad. Ab und zu ward die Stille von einem schrillen Vogelschrei unterbrochen. Leichte Wolken sahen wir am Himmel, denn der Baumstand war nicht dicht, aber undurchdringlich das Unterholz und Lianengewirr. Ohne Facon — dem Urwaldhaumesser, in Argentinien Machete genannt — wäre man auf die Dauer nicht weitergekommen, aber zunächst kamen wir ohne diese anstrengende Arbeit vorwärts, nur hin und wieder brauchten wir den Facon, um die stärksten, den Weg einengenden strauchartigen Blattpflanzen abzuschlagen. Der Weg gabelte sich zwar wiederholt, aber verirren konnten wir uns nicht, denn die Picada, auf der wir gingen, war durch größere Breite und zahlreichere Holzschleisspuren gut zu unterscheiden. Nach einer Weile überschritten wir einen Bach. Die kunstlose, aber feste Brücke bestand aus rohbehauenen, nebeneinandergelegten Baumstämmen, bedeckt mit einer starken Packung des bambusartigen Taquares, auf der eine dicke Erdschicht lag, die von Gras überwuchert war.

Unerwartet gelangten wir auf eine Lichtung; ein etwa zwei Hektar großes Stück Urwald war hier niedergelegt worden. In dichten Reihen lagen da teilweise abgeschälte Zeder-, Palisander- und andere wertvolle Baumstämme. Eine leichte Rauchsäule sahen wir. Zwei Männer saßen dort. Wir beschloßen, die Leute wegen des Weges auszufragen. Zwei fast schwarzbraune Caboclos empfingen uns freundlich, aber erstaunt. Ein schöner großer Spießbraten steckte am Feuer und sie luden uns zum Essen ein. Wir nahmen dankend an und spendierten unsererseits etwas Zucker zum Herbamate, dem bekannten brasilianischen „Tee“, der aus gerösteten und pulverisierten Blättern einer hier wachsenden Pflanzart gewonnen wird. Das Fleisch schmeckte nicht schlecht und wir rieten,



Die Fälle des Iguassu, die wasserreichsten aller Fälle der Erde.
In der Regenzeit stürzt die siebenfache Wassermenge des
Niagara auf siebenzig Meter in die Tiefe.

was es für ein Tier gewesen sein konnte, denn wir ver-
standen den brasilianischen Ausdruck „Macaco“ nicht.
Auf einmal ward Otto bleich, er hatte etwas vom Boden

aufgehoben und reichte mir mit entsetztem Ausdruck eine kleine abgehackte braune Affenhand. Im ersten Augenblick empfand ich leichte Übelkeit. Hand ist Hand, und dieses Händchen war so schön glatt und rosigbraun wie die Patschhand eines Indianerkindes. Otto beruhigte sich, als er zwei abgehackte Hinterhände entdeckte; nun war er gewiß, daß er Affenfleisch und nicht Menschenfleisch gegessen hatte.

Die beiden Caboclos schienen am Ausdruck unserer Gesichter unsere Gefühle erkannt zu haben, denn sie erzählten in für uns fast unverständlichem, mit Indianerausdrücken gespicktem schlechtem brasilianischen Portugiesisch, wie wenig beliebt dieser „vorzügliche“ Braten besonders bei Europäern sei. Ich fand das gar nicht sonderbar. Otto hatte genug von dieser Mahlzeit. Als Gegenmittel tranken wir aus einer kleinen Feldflasche „Cana doble“ — hochprozentigen Korn. Wir ließen die Flasche herumgehen und erkannten betrübt, daß die Kehlen der Holzfäller gut ausgespicht waren.

Nachdem uns die Caboclos umständlich den Weg erklärt hatten — wir begriffen aber kaum ein Wort von dem Kauderwelsch —, marschierten wir rüstig weiter.

Mit der Zeit wurde der Weg immer verwachsener und schließlich so undeutlich, daß er von anderen Holzschleifpfaden nicht mehr zu unterscheiden war. Ab und zu lauschten wir angestrengt nach dem Geräusch des Falles, hörten aber nur das Rauschen des Windes in den Baumwipfeln. Wir bekamen Durst. Unser Wasservorrat war zu Ende. Es war schon spät am Nachmittag. Mit den drei Kilometern stimmte es offenbar nicht.

Da! — Das war kein Wind mehr! Vom Osten her ertönte starkes Brausen wie das Herannahen eines Gewittersturmes. Das war die Stimme des Salto. Hurra!

Hastig eilten wir vorwärts. Aber der Pfad führte zu unserem Schreck immer südlicher, ja, wie mir nach dem Kompaß schien, sogar in südwestlicher Richtung. Doch das half nichts. Wir mußten jetzt diesen Weg verfolgen. Das von Südost her immer stärker durch den Urwald dringende Brausen spornte uns zum Eilschritt an. Wir spürten weder Durst noch Müdigkeit mehr. Aber der Weg wollte nicht enden. Das Brausen verstärkte sich zum Tosen. Bis zu dem Wasserfalle konnte es nicht mehr weit sein!

Da ward es endlich lichter, der Pfad abschüssig und dann auf eine Strecke eben. Immer stärker trat hoher Bambus auf; ein Merkmal, daß wir dem Ufer näherkamen. Aber der Fall schien links zu brausen, statt vor uns. Nach einer Weile hörten wir auch vor uns rauschendes Brausen. Doch es klang nicht wie stürzende Wassermassen.

Dann ward der Wald licht. Nur noch eine dichte, über zwanzig Meter hohe dunkelgrüne Bambuswand verdeckte vor uns den Ausblick. Wir drangen eilig auf dem kaum mehr erkennbaren Pfad durch dieses Waldstück und standen endlich an einem wohl hundert Meter hohen Steilabfall.

Links von uns tobte durch den Urwald der Donner des Falles, der noch weit weg zu sein schien und den wir nicht sehen konnten. Wir drangen dicht an den Abhang vor, bis wir von einem überhängenden Teil in das Tal schauen konnten. Auf etwa dreihundert Meter zwischen hohen, teils steinigten glatten Wänden eingengt, brauste über dunklen, gewaltigen Gesteinsblöcken der Iguassu herab. Wild schäumender Gischt! Tiefe Wirbel in der Mitte. Das Wasser jagte nur so dahin. Es brodelte und zischte, als wenn es kochte. — Ein wunderbarer Anblick. Wir hatten jedoch keine Zeit. Auf zum Fall!

Dicht am Abhang entdeckten wir dem Ufer gleichlaufend einen auffallend geraden, frisch gehauenen Pfad. Wir verfolgten ihn stromauf und stießen nach wenigen Schritten auf einen eingerammten Pfosten, der oben oberflächlich vierkantig zubehauen war; oben befand sich ein Kreuzeinschnitt. Dies mußte ein Vermessungspunkt des Ingenieurs sein. Welch ein Glück! Nun brauchten wir nur dem Pfad zu folgen, um sicher an den Fall zu gelangen.

Je weiter wir stromauf kamen, umso stärker ward das Tosen des Salto. Man konnte es nur noch mit gewaltigem Donner vergleichen. Wir eilten, stolperten, hieben uns hie und da hastig frei, trieben uns durch Zuruf zu immer größerer Eile an und kamen schließlich in einen dichten, hohen Bambuswald. Unsere Herzen klopften; ein bedeutsamer Tag in unserem Leben, ein gewaltiges Ereignis stand uns bevor. In wenigen Minuten mußten wir den größten Wasserfall der Erde erreichen! Der Gedanke machte uns schweigsam. Inzwischen war der Donner so stark geworden, daß wir uns nur laut sprechend verständigen konnten. Dann kamen wir ins Freie!

Ein Blockhaus lag in der Mitte eines kleinen Platzes. Wir liefen, erreichten eine freie Stelle und lehnten uns — erschöpft und ergriffen an den Stamm einer hochaufragenden schlanken Königspalme.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zauberten in den Wasserdunst, der über dem Fall schwebte, einen herrlichen Regenbogen. Zahlreiche felsige, kleinere und größere Inselchen zerteilten den gewaltigen Salto in viele Einzelfälle. In der Mitte stürzten tosende Wassermassen ungehindert in großer Hufeisenform in die Tiefe. In dem donnernden Getöse zitterte die Erde ständig. Die eintretende Nacht mit ihrem starken Wärmeunter-

schied verstärkte den Wasserstaub zum dichten Nebel. Nur der betäubende Donner und das unaufhörliche Beben des Bodens erinnerten an die Nähe des Salto, der wegen der vielen, den Fall unterbrechenden Inselchen „Cien Saltos do Iguassu“: die hundert Fälle des Iguassu, genannt wird.

Nacht war es. Dichter Nebel verhüllte nun auch den Blick zum Himmel. Wir eilten zur Hütte, dem sogenannten „Hotel“, das die brasilianische Regierung erbauen ließ, um gelegentlichen Besuchern Unterkunft zu bieten. Es war ein schlichtes Blockhaus, in zwei Räume geteilt und mit einem Küchenraum. Wir suchten Brennholz. Wasser mußten wir, im Halbdunkel herumtappend, etwa zweihundert Meter entfernt aus dem See schöpfen, den der Fluß oberhalb des Falles bildet. Auch dort fanden wir Vermessungszeichen und einen zum Wasser schöpfen vorbereiteten Gang. An das ständige Beben des Bodens hatten wir uns nun gewöhnt. Die dicken Wände der Blockhütte hielten den Schall ab; außerdem dämpfte ihn auch der Nebel. Wir konnten uns gut unterhalten. Da bekannnten wir, bei Sardinien, Brot und Herbamate, daß wir beim Anblick des Wasserfalles geweint hatten.

Mit Blätterwerk und Ästen reinigten wir einen Teil des einen Raumes und breiteten unsere Decken aus. Noch horchten wir eine Zeitlang auf das Donnern. Dann schliefen wir übermüdet ein.

Als wir am nächsten Morgen erwachten, lag alles noch in Nebel gehüllt. Trockenes Holz war bald herbeigeschafft; ein lustiges Feuer wärmte die Küche. Draußen war es feucht und kalt. Mein Taschenthermometer zeigte nur neun Grad Celsius Wärme.

Nach dem reichlichen Frühstück waren unsere Vorräte

arg zusammengeschmolzen. Wir warteten noch, bis die Sonne den Nebel durchbrach. Wieder zauberten die Strahlen einen herrlichen Regenbogen im Wasserstaub des mittleren Falles. Papageienschwärme zogen von einer Insel zur andern. Palmenwipfel neigten sich im Morgenwind. Tau glitzerte und funkelte auf allen Gewächsen.

„Doch drunten war's fürchterlich,
und es brauset, wasset und siedet und zischt,
wie wenn Wasser mit Feuer sich menget . . .“

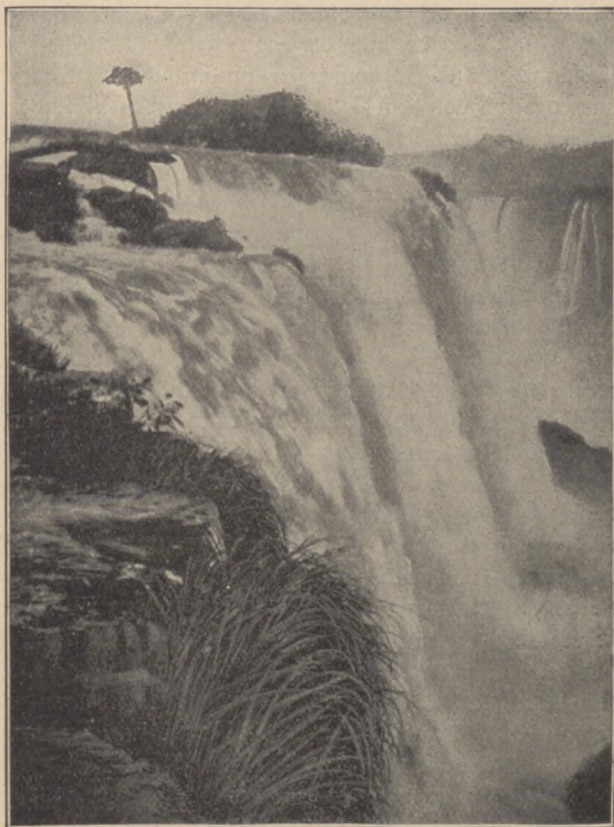
Wir beschlossen, eine Stelle zum Absteigen zu suchen, um so dicht wie möglich an den Fall heranzukommen. Nach einigem Suchen gelang es uns, vorsichtig auf dem feuchten Gestein vorwärtstastend, eine Stelle zu finden, wo wir an eine überhängende Felspartie kamen, an der das Wasser wohl bei höherem Wasserstand hinüberzufließen pflegte. Dort krochen wir auf allen vieren bis an den äußersten Rand und konnten mit ausgestreckten Händen in das vorbeischießende Wasser des Falles greifen. Von der Platte aber war es auch möglich hinabzusehen. Um dies gefahrlos wagen zu können, hielt abwechselnd einer von uns den andern an den Füßen fest. Der Felsvorsprung ragte einige Meter über den Abhang hinaus; wie aus Kirchturmhöhe schaute ich in die Tiefe. Unten sah man nichts als Schaum und wirbelnden Wasserstaub. Wassermassen waren nicht erkennbar; alles gischtete. Das ungeheure tosende Donnern, das unaufhörliche Zittern des Felsens, auf dem wir standen, der funkelnde Wassernebel über uns, die Unmöglichkeit, sich anders als durch Zeichen zu verständigen, alles das löste Empfindungen in mir aus, die Worte nicht zu beschreiben vermögen.

Wie groß der Fall war, erfuhren wir erst später, aber

nach flüchtigen Vermessungen der ersten beiden Ingenieure, eines Nordamerikaners und eines Engländers, war damals schon gewiß, daß die „Cien Saltos do Iguassu“ die größten Wasserfälle der Erde seien. Der Niagara war vom Sambesi übertroffen worden, und dieser vom Iguassu, der fünfundsechzig Meter hoch herabstürzt und sechzehnhundert Meter breit ist. Der Gesamtfall — außer dem mittleren Teil — stürzt in zwei Absätzen, einem kürzeren von etwa fünfundzwanzig Meter und dem längeren, in die Tiefe. Der mittlere, hufeisenförmige Teil ist etwa drei- bis vierhundert Meter breit; er entwickelt eine ungeheure Wasserstaubwolke, die der Wind formbildend umherweht. Die Anstauungen des Iguassuflusses, der in seiner Größe und Länge noch nicht ganz bekannt ist, bilden oberhalb des Falles gewaltige und stellenweise tiefe Seen. Vom Salto bis zur Einmündung des Flusses in den Rio Paraná erreicht der untere Flußteil kaum eine Breite von dreihundert Meter. Die Tiefe konnte wegen der gewaltigen Strömung nicht gemessen werden.

Wir saßen zusammengekauert lange Zeit auf der Felsplatte, bis wir vom Wasserstaub tüchtig naß geworden waren. Dann kehrten wir zum „Hotel“ zurück und einigten uns im Vorhaben, einen Abstieg in die „Garganta del Diabolo“ — den Teufelschlund — zu suchen, um den Fall von unten anzusehen.

Gegen Mittag brachen wir auf. Dicht am Abhang entlang uns durch das Gebüsch schlagend. Da unsere Lebensmittel zur Neige gingen, sahen wir uns dabei eifrig nach Wild um. Aber nur Papageien zogen ab und zu kreischend über uns hinweg. Einmal entdeckten wir einige Affen auf einem hohen Palisanderbaum; doch die Erinnerung an die Mahlzeit hielt uns vom Schießen ab.



Die Fälle des Iguassu. Der auf der brasilianischen Seite liegende Teil, mit dem Menschenfeindbaum.

Überall, wo wir nach einem Abstieg suchten, fanden wir glatte Felswände, die in finstere Tiefen abfielen; aus dem Grund drohte unheimliches Brodeln herauf.

Die Garganta del Diabolo war hier höchstens fünfzig bis sechzig Meter breit; in der engen Felschlucht schossen die ungeheuren Wassermengen hindurch. Wir kamen immer weiter von dem Fall ab, ohne einen Abstieg finden zu können. Dann stießen wir wieder auf einen Teil des Vermessungspfades des brasilianischen Ingenieurs. Wir benutzten den Pfad eine Zeitlang, da er am Rand entlangführte. Schließlich fanden wir einen künstlich hergestellten Ausblick am Abhang, die Stümpfe der gefälltten Bäume waren teilweise wieder von Pflanzen überwuchert. Mitten im freien Raum des Ausblicks stand ein Kreuz. Das galt offenbar als Warnungsmal oder Merkzeichen. Richtig! Deutlich erkennbar durch angehauene Ranken am Abhang, führte hier ein steiler Kletterpfad in die Tiefe.

Freund Otto war ein starker Mensch. Wir besaßen ein Lasso. Ich band es mir um den Gürtel und ging dann angeseilt in die Tiefe. Ich konnte mich unbedingt auf den Freund verlassen. Sollte ich wirklich abstürzen, so wußte ich, daß er, wenn er nur feststand, mich freischwebend — wenn es nötig sein sollte — hinaufziehen konnte. Ein guter Turner und Kletterer war ich, und der Glaube an die Kraft meines Freundes gab mir die nötige Forscheit. So gelangte ich schnell hinab. Otto kam kaum mit; er schimpfte und schnaufte. Als ich die schlimmsten Stellen überwunden hatte, seilte ich mich ab.

Unten angekommen, bot sich mir ein ebenso wunderbarer wie furchterregender Anblick. Wahrhaftig, das war ein Höllenschlund! Hier ging's zur Unterwelt!

Fast schwärzlicher Eisenstein gab den steilen Wänden ein finsternes Aussehen. Der Urwald oben mit seinen Bambusbüschen und den Palmenwipfeln winkte wie in ein Grab hinein. Furchtbare, häuserhohe Blöcke engten

die Schlucht ein; das Wasser schoß in unnatürlich steilen Wellenbergen dahin. Jeden Augenblick meinte ich, müsse die haushohe Welle auf das Ufer niederstürzen. Aber es fauste wirbelnd davon. Zwischen den gewaltigen Uferblöcken drehten sich tiefe trichterförmige Wasserstrudel, die von Zeit zu Zeit sich saugend schlossen und öffneten. In der Mitte des Flusses wirbelten und tanzten zerstäubende Wellen einen höllischen Reigen.

Lange fesselte uns dies gewaltige Schauspiel. Dann aber strebten wir, von Block zu Block kletternd, stromauf, um so nahe wie möglich an den Fall heranzukommen. Ein Blick auf die Uhr erinnerte uns, daß es bald Nacht werden mußte. Brennholz hatten wir mitgeschleppt, um uns Herbattee kochen zu können, denn hier unten, auf Steinen in kühl-feuchter Kellerluft, in der man schwer atmete, wuchs ja nichts. Bald konnten wir nicht weiter vordringen; eine Felspartie stand uns im Weg. Das war schade, denn wir befanden uns nur wenig von der Biegung entfernt, die den Ausblick auf den Fall verbarg. Alle Versuche mißglückten. Es wurde dämmrig; wir durften keine Zeit mehr verlieren, suchten und fanden eine Steinhöhle und quartierten uns ein.

Dann kam die Nacht; die erste Nacht im Höllenschlund. Sparsam gingen wir mit unserem Proviant um und bemerkten mit Schreck, daß wir nur noch für einen Tag Lebensmittel besaßen, konnten also nicht daran denken, morgen noch erneut zu versuchen, zu den Fällen durchzudringen. Wir mußten zurück! Uns auf Jagd zu verlassen, ging nicht an. Otto meinte zwar, morgen könne er Fische fangen, denn dort, wo wir hinabgestiegen waren, hätte er an ruhigeren Wasserstellen Fische gesehen. Auf jeden Fall mußten wir uns morgen zum Rückweg entschließen.

In der Nacht war es bitterkalt. Dichter feuchter Nebel näßte sogar in der Höhle unsere Decken. Feuer konnten wir nicht mehr machen, denn der Rest des Holzes war für unseren Morgentee bestimmt.

Zähneklappernd und fröstelnd erwachten wir mit schwerem Kopf. Der Nebel war so dicht, daß wir kaum zwei Meter weit sehen konnten. Das letzte Stück Holz war verbrannt. Der Tee getrunken. Wir hatten beide eine Büchse Sardinen und zwei Hartbrotstückchen gegessen. Es wurde neun, es wurde zehn Uhr. Der Nebel blieb, die Sonne kam nicht durch; wir mußten im Nebel von Stein zu Stein klettern. Da sich uns keine Fernsicht bot, machten wir viele Umwege. Erst gegen ein Uhr drang die Sonne durch; der Nebel wich langsam, und wir suchten uns zurechtzufinden. Schon glaubten wir an die Stelle unseres Abstiegs gelangt zu sein, da setzte ein Nebelregen ein; das hatte noch gefehlt! In wenigen Minuten war jede Fernsicht unmöglich. Da wir die Stelle des Abstiegs nicht fanden, blieb uns nur übrig, talab zu wandern. Wir mußten versuchen, an einer anderen Stelle den Abhang zu ersteigen; stießen wir oben auf die Vermessungsflucht, so fanden wir auch den Rückweg.

Nun krabbelten wir von Stein zu Stein flußabwärts. Den Durst löschten wir im klaren, eisenhaltigen Wasser; aber der Hunger peinigte uns bald hart. Gegen Abend regnete es zwar schwächer, aber vergeblich hatten wir den Abhang nach einem Aufstieg abgesucht. Otto war hungrier als ich, da er heimlich seinen Teil des Proviantrestes gegessen hatte. Er versuchte nun hartnäckig, an einer ruhigen Stelle Fische zu fangen. Es gab große Fische dort, die sehr geschickt den Köder von der Angel holten; es biß keiner an. Am Abend mußten wir wieder feuchtkalt lagern; kein Feuer wärmte uns. Vor Kälte und

Hunger schiefen wir schlecht. Am nächsten Morgen theilten wir unser letztes Brot. Otto versuchte noch einmal zu fischen, während ich inzwischen nach einem Aufstieg suchte. Es fand sich aber keine gangbare Stelle; wo die Felsen aufhörten, begann bröckeliges Gestein, das unter den Händen nachgab. Mehrere Male glitt ich hinab.

So wanderten wir, immer matter werdend, weiter stromab. Irgendwo mußte es doch einen Ausweg geben. Sonst blieb uns nur übrig, im Tale entlang, unter Umständen bis zum Einfluß des Iguassu in den Paraná, zu wandern. Dort standen Hütten, die ich bei der Vorbeifahrt vom Dampfer aus gesehen hatte. Dann waren wir gerettet. Die Windungen des Flusses eingerechnet, waren das aber gut dreißig bis vierzig Kilometer; nicht viel, aber überaus schwierig bei diesem furchtbaren Gelände, das nur aus gewaltigen Steinblöcken bestand. Ich berechnete, daß wir höchstens zwei Kilometer in der Stunde vorwärtsklettern konnten. War es bisher kühl gewesen, so wurde der dritte Tag im Höllenschlund unerträglich heiß; kein Lüftchen regte sich, die Sonne strahlte in das allmählich breiter werdende Tal und spiegelte sich glitzernd im strudelnden, schäumenden Wasser. Das Thermometer zeigte aber nur fünfunddreißig Grad Celsius. Uns kam es heißer vor, da wir müde und hungrig waren. Die Füße brannten uns vom anhaltenden Gehen auf den heißen Steinen. Ständiges Wassertrinken schwächte uns nur noch mehr. Mit Schrecken dachten wir an den uns möglicherweise noch bevorstehenden Marsch von dreißig bis vierzig Kilometer. Irgendwo mußten wir hinaufgelangen! Wenn wir keine Fische fingen, mußten wir oben sicher etwas zu jagen finden. Wozu hatten wir denn unsere guten Gewehre? Nun waren auch Affen vor uns nicht mehr sicher.

Am Nachmittag versuchte ich den Abhang zu erklettern und kam zu einer Stelle, wo wilde Apfelsinenbäumchen standen. Ich pflückte einige Früchte ab. Sie schmeckten scheußlich! Trotzdem warf ich Otto einige hinunter und kletterte weiter. Als ich fast am Rand war, riß eine Wurzel, die ich als Stützpunkt gefaßt hatte, aus dem bröckeligen, erdigen Gestein; ich stürzte ab. Im Fallen griff ich wild umher, schnurrte rasch die Wand hinab und fiel schmerzhaft auf einen wilden Apfelsinenbaum. Dann aßen wir von den Früchten. Gallenbitter waren sie wohl, aber wir konnten wenigstens etwas kauen. Bei der heißhungrig heruntergewürgten dritten Frucht ward uns übel; der leere Magen sträubte sich und — lehnte ab. Matt und elend wankten wir weiter.

Gegen Abend schien uns Rettung zu winken; einen Bach hörten wir rauschen, aus der Talmauer floß aus einem tiefen und steilen Einschnitt Wasser. Endlich traten wir auch auf Sand und Erde und entdeckten Wildspuren! Hurra! Aber die Nacht brach ein. Es glückte nicht, trockenes Holz zu finden, und grünes brannte nicht.

Da wir vor Hunger keinen Schlaf fanden, wollten wir unser Lager so einrichten, daß wir vielleicht wassertrinkendes Wild erlegen konnten. So brachten wir matt aneinandergelehnt einen Teil der Nacht zu und hörten das Rauschen des zwar immer noch stürmisch, aber nicht mehr so wild strudelnd dahinströmenden Flusses. Stunden vergingen; langsam krochen sie dahin. Der vom Fluß aufsteigende Nebel verdichtete sich. Auch das noch! Bald war nichts mehr zu sehen! Allmählich überwältigte uns doch die Müdigkeit. Otto hatte seinen Karabiner weggelegt und schlief zusammengekrümmt in seinem Mantel.

Erwachend horchte ich gespannt nach dem Wald; ab

und zu ertönte ein Laut eines Tieres. Die Zeit verrann. Nun saßen wir beide hier hungrig, matt, ohne die geringste Aussicht, morgen Nahrungsmittel zu erlangen, und warteten, halb schlafend, auf irgend ein Wild, das hier am Bache Wasser trinken würde. Der immer dichter werdende Nebel zerstörte diese letzte Möglichkeit. Man sah den Bach nicht mehr.

Eben schien es mir, als ob im Sand leise Tritte knirschten. Da! — Ein grauenhafter Schrei; schreckhaft in der Stille der Nacht! Otto, nach Atem ringend wie ein Ersticken-der, starrte mich entsetzt an; kalter Schweiß stand ihm auf der Stirne. Ein furchtbarer Traum hatte ihn erschüttert. — Nun war es mit dem Schlaf für beide vorbei.

Im grauenden Morgen hörten wir knackende Geräusche im Holz. Rollende Steinchen am Abhang und deutliches Knirschen im Sand ließ erwarten, daß ein großes Tier herankam. Wir fieberten vor Erregung. — Aber es war nichts zu sehen! — Da! Otto packte meinen Arm und flüsterte: „Dort, sieh, den Schatten! Los! Schießen!“

Zwei Schüsse dröhnten; der Schatten verschwand. Wir sprangen auf, erreichten den Bach, suchten auf und ab . . . Vergebens! Wir fanden nichts! — Fehlgeschossen! Verzweifelt warteten wir, bis es hell ward.

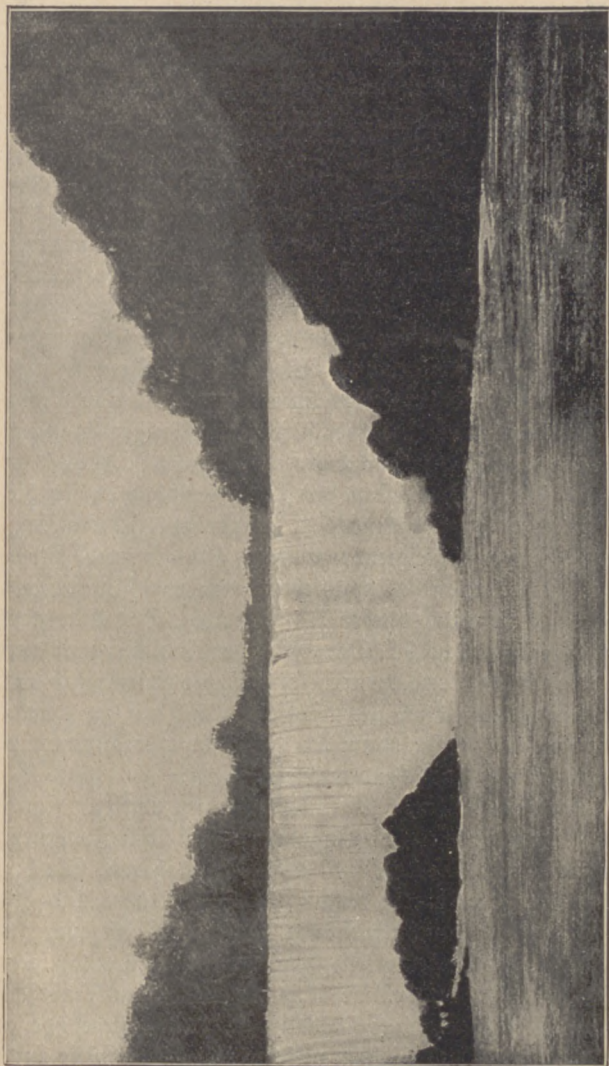
Raum konnten wir die Umgebung erkennen, da drangen wir das Bachtal aufwärts. Bald erkannten wir, daß wir nicht weiter kamen. Dichte Rohrmassen hielten uns auf; unsere kraftlos gewordenen Arme konnten die Machete nicht mehr recht schwingen. Das Abhauen dorniger, kieselharter Laquares machte uns rasch so müde, daß wir schweißbedeckt zu Boden sanken. — Wild sahen wir nicht. Es half nichts, wir mußten den Uferweg weiter wandern.

Glücklicherweise wurden die schwer übersteigbaren Felsgruppen seltener und auch niedriger. — Gegen Mittag erreichten wir erschöpft einen anderen Bach und ruhten aus. Wie lange sollte die Wanderung noch dauern? dachte ich. Einzeln schmerzten die Glieder schon nicht mehr, der ganze Körper war wie gelähmt.

Ich war durch den Bach gewatet, bog um eine Klippe nach einer schattigen Stelle. Da! — Narrte mich die Phantasie? — Drüben am anderen Ufer war ein Mensch! — Ja, wahrhaftig, jetzt erhob er sich. — Und da! Ein Kanu . . . ein Hund . . . Gott sei Dank! — Ich winkte, schrie . . . da . . . noch ein Mann! — Sein rotes Tuch um die Hüften leuchtete grell in der Sonne! — Otto humpelte heran. — Wir schrien beide in Spanisch und Portugiesisch. — Endlich kam Antwort! Wir sahen, wie die Männer sich verständigten und in den Kahn stiegen.

Schwarze Kerle waren es. Wie sie in das Kanu stiegen, erkannten wir, daß der eine ein rotes Tuch um die Hüfte gewunden hatte, der andere trug eine zerlumppte Hose. Sonst waren sie nackt und dunkelbraun. Indianer! — Angstvoll beobachteten wir, ob sie nicht fortfahren würden. — So schnell es ging, stolperten und taumelten wir am Ufer stromab. Ja! — Die Indianer kreuzten den Strom! Das wilde Wasser riß sie schnell fort. Bald waren sie an einer Biegung unsern Blicken entschwunden.

Nach einer langen, bangen halben Stunde kamen uns die beiden schwarzbraunen Kerle entgegen. Mißtrauisch sahen sie auf unsere Waffen. Es war fast unmöglich, sich sprachlich zu verständigen. Nur ab und zu fing ich ein Wort auf, das portugiesisch klang und dem Kauderwelsch der Caboclos entstammen mochte. Aber die Zeichensprache genügte. Sie sahen uns an, daß wir am Verhungern



Die Fälle des Alto Paraná, oberhalb der Iguassufälle.

waren. Sie hielten uns für Kolonisten, die sich bei der Jagd verirrt hatten und nicht zum Schuß gekommen waren. Jedenfalls brauchten sie das Wort „Colonno“ wiederholt.

Endlich erreichten wir das schmale Kanu, das aus einem ausgehöhlten Baumstamm gemacht war. In der Mitte lag auf dem Boden eine alte Hinterladerflinte mit Zündkapselzündung, zwei Facone und Angelgeräte. Die Indianer packten die Sachen weg, und mit einiger Mühe gelang es uns, in der Mitte auf dem Boden Raum zu finden. Der breitgebaute Otto saß festgeklemmt und klagte während der Fahrt über Schmerzen. Vorn und hinten standen die Indianer aufrecht. An langen Stangen waren brettartig zubehauene Holzstücke als Ruderblätter mit Lianenbast befestigt. Geschickt handhabten sie die Ruder und steuerten, mit dem Körper jede Schwankung des Kanus ausgleichend, zwischen Klippen und Strudeln sicher hindurch. Uns blieben kaum zwei Finger Freibord; einigemal platschte Wasser herein. Das Ufer flog nur so an uns vorbei. Der Hund der Indianer war auf der anderen Seite weitergelaufen und stürzte sich im gleichen Augenblick ins Wasser, den Fluß zu durchqueren, als unser Kanu in die sandige Ausmündung eines Baches knirschend auflief.

Am hohen Ufer, halb unter Bäumen versteckt, stand eine Indianerhütte, die Jagdhütte der beiden Indianer, wie wir aus Worten und Zeichen vernahmen. Sie bestand nur aus einem dichten Palmblätterdach und geflochtenen Strauchwerkwänden. Wenig Gerät war zu sehen. Basthängematten, Gefäße aus Kürbisartigen Fruchtschalen und einige kleinere Geräte aus Knochen und Fischgräten. Gute Jäger waren es aber sicher, denn unter dem Dach hingen verschiedene Fleischstücke und

zwei halbe Gamakörper einer heimischen Rehart. Etwa ein Duzend aufgespannte Felle, darunter das schönge-
streifte Fell einer Wildkatze, deuteten darauf hin, daß die
Indianer die Jagd gewerbsmäßig trieben.

Erschöpft ließen wir uns nieder. Zunächst gaben uns
die Jäger ein Stück Tortilla — in heißer Asche gebackenes
Brot aus Maismehl —, das wir in Wasser etwas auf-
weichten und heißhungrig verschlangen. Eine halbe
Gama wurde auf einen Holzspieß gesteckt und zum
Braten über das Feuer auf ein Holzgerüst gelegt. Um
unseren Hunger rascher zu stillen, bereitete einer der In-
dianer ein Churasco, das heißt, er legte ein Stück Fleisch,
flach und etwa handgroß geschnitten, auf glühende Holz-
stückchen, wir streuten etwas Salz darüber. Schnell
krümmte sich das Fleisch, wurde auf die andere Seite ge-
dreht; das wiederholte sich einigemal, bis das Wildwest-
beef fertig — das heißt: halb verbrannt und halb ge-
braten war. Hunger wühlte uns im Leibe; Brand- und
Bratduft stieg in die Nase. Gierig fingen wir an, ein
Churasco nach dem andern zu vertilgen. Die Jäger
schienen kein Salz zu haben, denn sie bettelten uns darum
an. Otto gab ihnen seinen Behälter; wir hatten ja beide
genug an einem. Zum Churasco und nachher zum
„Asado“ — dem Spießbraten — tranken wir Herba-
tee.

Nachdem wir gegessen hatten, machten wir es uns be-
quem und versuchten von den Indianern zu erfahren,
wie wir zurück zur Kolonie gelangen könnten. Die Ver-
ständigung ging durch Zeichen auf dem Boden ganz gut;
zeichnen konnten die Naturkinder ausgezeichnet. Zum
Weitergehen war es zu spät.

Unser hastiges Essen rächte sich. Ein katzenjämmer-
liches Gefühl beschlich uns. Die Indianer rieten uns,

am Abend nur Herbatee zu trinken, was uns soweit herstellte, daß wir nachher jeder eine kleine, in einem Kürbisgefäß gekochte Forelle essen konnten. Der Indianer mit der zerlumpten Hose hatte die Fische mit einem Bastnetz gefangen, nachdem er sie zuvor mit Fleischköder angelockt hatte. Otto versuchte es nachzumachen, doch gelang es ihm nicht; es ging nicht so einfach, wie es aussah.

In der Nacht schliefen wir trotz zahlreicher Moskitos gut.

Am anderen Morgen, nach dem Frühstück, führten uns die braunen Männer, nachdem wir ihnen ein Hirschhornmesser, ein Taschenmesser, einen kleinen Handspiegel und Salz und Pfeffer geschenkt hatten — worüber sie sich sehr freuten —, einen schmalen Waldpfad entlang.

Nach zweistündiger Wanderung erreichten wir einen Bach und einen alten Barbaqua; das ist eine Stelle, wo die von den Herbabäumen abgeschlagenen feinen, dichtbelaubten Zweige in bienenkorbartigem Flechtwerk aufgestapelt und durch Feuer gedörst werden. Die gedörstten Blätter werden dann in wannenartig ausgehöhlten Baumstämmen mit Holzschwertern ähnlichen Geräten fein zerschlagen und kommen so als der beliebte Herbatee in Handel. Der Mate ist ein Kürbisartiges Gefäß, woraus man den Aufguß mit einem Röhrchen saugt.

Die Indianer zeigten uns einen leidlich guten Waldpfad, der zu einer Siedlung führen sollte. Wir verabschiedeten uns herzlich von unseren Lebensrettern, schenkten ihnen dann noch zwei Milreis, worüber sie offenbar erfreut waren. Sie kannten den Wert des Geldes gut!

Mit reichlichem Fleischvorrat versehen, stolperten wir den stellenweise arg verwachsenen Pfad entlang.

Am Nachmittag badeten wir in einem munter dahinfließenden Bach. Ein uns unerklärliches, unangenehmes Hautjucken zwang uns dazu. Wir entdeckten denn auch bald die Ursache. Die der deutschen Waldzecke ähnliche Carapata bedeckte in Massen unsere Körper. Manchmal war das Herausziehen der Carapaten recht schmerzhaft.

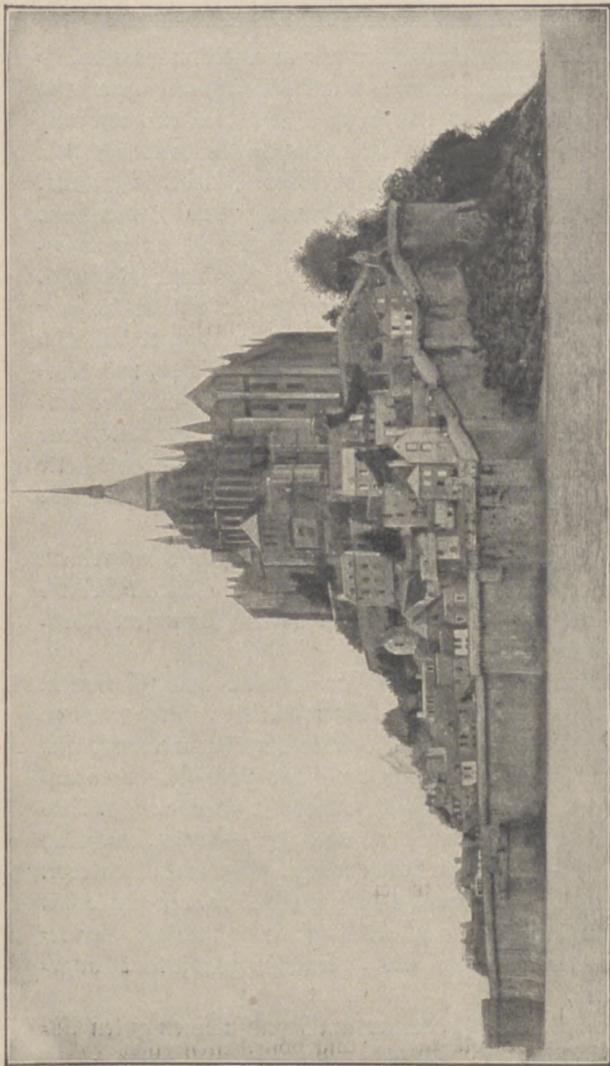
Am Spätnachmittag erreichten wir zu unserem Erstaunen die Caboclosiedlung am Kilometer fünfzehn. Man begrüßte uns dort freundlicher als bei unserer ersten Ankunft; ein Mulatte in abgetragener Militärkleidung redete uns in einem portugiesischen, mit deutschen Worten untermischten Kauderwelsch an. Der brasilianische Ingenieur, der den Fall vermessen hatte, war mit seinen Leuten hier in der Nähe und hatte seine Zelte aufgeschlagen. Wir gingen unter Führung des Mulatten sofort dorthin.

Ein lebenswürdiger Herr empfing uns in reinem Deutsch. Kein Wunder, Senhor de Guayra-Heberle stammte von deutschen Eltern. Er ließ sich unsere Abenteuer erzählen.

Bis in die tiefe Nacht saßen wir plaudernd zusammen. Wir hatten das Glück, zu einer festlichen Gelegenheit zu kommen. Der Koch der Arbeitskolonne hatte einen Puma erlegt. Zwar hatten auf der Jagd zwei Hunde daran glauben müssen, doch störte dies die Freude nicht. Das „Löwenbeeffsteak“ aber mundete mir — wenn ich ehrlich sein soll — gar nicht recht; es war zäh wie Sohlenleder.

Tags darauf wurde mein Freund Otto, der gut kochen konnte, als „Leibkoch“ des Ingenieurs und als Geräteverwalter und ich als Vermessungsadjutant angeworben.

So hatte das Abenteuer am Iguassu einen guten Abschluß gefunden.



Mont-Saint-Michel. Befestigtes Kloster aus dem achten Jahrhundert auf einer erst in geschichtlicher Zeit vom Festland losgetrennten Insel. (Photogramm Co. Ltd.)

Pioniere der Polarwelt

Von F. W. Landgräber

Sebastian Cabot schrieb vor vierhundert Jahren den ersten Bericht über die Erreichung der Polarzone durch eine Expedition. Seitdem sind viele Fahrten zur Eishäube der Erde unternommen worden. Jeder Versuch war mit Entbehrungen und Gefahren verbunden. Allein im letzten Jahrhundert verloren im Kampf um die Eroberung der Pole fast tausend Menschen das Leben. Dennoch wurde immer wieder ein Vorstoß gewagt, um das Ziel zu erreichen.

Franklins Schicksal gehört wohl zum schrecklichsten, das je einen Polarforscher betroffen hat. Er war am 18. Mai 1845 mit hundertachtunddreißig Gefährten auf zwei Schiffen, „Cerberus“ und „Terror“, unter Führung der Kapitäne Crozier und Frijjames zur Auffuchung der vermuteten Nordwestpassage aufgebrochen und mit allen Teilnehmern umgekommen. England und Frankreich rüsteten fünfzehn Hilfsexpeditionen aus, um ihn zu suchen. Franklins Bericht über die Auffindung der Nordwestpassage fand man erst im Jahre 1859. Er hatte ihn in einer Zinnbüchse unter einem Steinhäufen versteckt. Aus dem Bericht war zu entnehmen, daß Franklin am 11. Juni 1847 gestorben ist. Das Schicksal des Polarforschers André und seiner Begleiter Strindberg und Fränkel ist bis heute dunkel geblieben. Sie versuchten im Jahre 1897 in einem Ballon zum Nordpol zu gelangen. Von Sibirien und anderen Bewohnern des Polarkreises sowie von Eskimos kamen hin und wieder Nachrichten über die Auffindung von Resten eines zer-

schmetterten Ballons oder von einem „Haus“, das man vom Himmel hatte fallen sehen. Ebenso grauensvoll muß das Ende des Barons E. Toll gewesen sein, der im Jahre 1900 mit seiner Yacht in die nordischen Eisgefilde aufbrach. Aus einem fünf Jahre später gefundenen Schriftstück ging hervor, daß nur noch für achtzehn Tage Lebensmittel vorhanden waren. Wahrscheinlich sind sie alle verhungert. Die Expedition des amerikanischen Leutnants Greely gelangte 1881 bis auf siebenhundert Kilometer an den Pol heran. Da man nichts mehr von ihm hörte, wurde ein Hilfsschiff ausgesandt, das ihn suchen sollte. Man fand Greely mit sechs Mann halb verhungert; achtzehn seiner Teilnehmer waren den Strapazen erlegen.

Der Kapitän Georg de Long geriet 1881 mit seinem Schiff in einen Sturm, der es in zwei Teile zerbrach. Die Mannschaft rettete sich auf drei Boote, von denen eines mit den völlig erschöpften Leuten ein Dorf im Lenafluß in Sibirien erreichte. Eine Rettungsexpedition fand später de Long und zwölf seiner Gefährten tot auf. Der einzige, der von allen kühnen Forschern das gesteckte Ziel erreichte, war Peary im Jahre 1909. Unter unsagbaren Entbehrungen, auf kleinen, mit Hunden bespannten Schlitten strebte er dem Pol zu, um dort in der Nähe das Sternenbanner aufzupflanzen.

Weniger Opfer als der Nordpol hat die Erforschung des Südpols gefordert. Amundsen war der erste, der die norwegische Flagge auf dem südlichen Scheitelpunkt der Erde hissen konnte. Wenige Wochen später kam der unglückliche Kapitän Scott und erkannte in tiefer Niedergeschlagenheit, daß der Norweger statt seiner den Pol erreicht hatte. Auf der Rückkehr zu seiner Basis geriet Scott mit vier seiner Gefährten in einen furchterlichen Schneesturm, in dem sie umkamen.

Zu den erfolgreichsten Pionieren der Polarforschung gehört Amundsen. Schon in frühester Jugend begeisterte er sich an derartigen Schilderungen; John Franklin und sein Forscherziel waren sein Vorbild. Um sich für diesen gefährvollen Beruf auszubilden, ließ er sich im Jahre 1894 auf einem Seehundsfänger, der ins Eismeer fuhr, anheuern. Nachdem er sein Examen als Steuermann bestanden hatte, nahm er als erster Leutnant an Bord der „Belgica“ im Jahre 1897 unter Adrien de Gerlache an einer Südpolarexpedition teil. Sein Wunsch, die Nordpolargebiete zu erforschen, wurde immer unbezwinglicher. Sein Ziel war, zunächst die nordwestliche Durchfahrt zu finden, und hierbei gleichzeitig die von Roß ermittelte Lage des magnetischen Nordpols von neuem festzustellen. Er wandte sich an den deutschen Gelehrten Neumeyer, der für dieses Wagnis begeistert war und Amundsen die dazu erforderliche wissenschaftliche Ausbildung erteilte. Dann unternahm er zunächst mit dem kleinen Segelschiff „Gjøa“ Probe- und Studienfahrten im europäischen Nordmeer. Später wurde dieses Schiff mit Nansens Unterstützung für eine Fahrt in die Arktis ausgerüstet. Das war im Jahre 1903. Zwei Jahre später begann er, als der magnetische Nordpol genau bestimmt war, die nordwestliche Durchfahrt. Sein leicht bewegliches Schiff erwies sich in den engen, eiserfüllten Sunden wie geschaffen. Berühmt und gefeiert kehrte er durch die Behringstraße zurück. Unter dem Vorwand, eine Driftfahrt ins Nördliche Eismeer zu unternehmen, zu der er bald darauf mit der „Fram“ aufgebrochen war, änderte er diesen Plan und fuhr zum Südpol. Die Gründe hierfür sind wohl darin zu suchen, daß der Nordpol von Pearry erreicht und der Schwindler Cook durch seine falschen Berichte die Nordpolarforschung in Mißkredit

gebracht hatte. Am 14. Dezember 1911 erreichte er nach einer Schlittensfahrt durch die antarktischen Eiswüsten mit vier Gefährten den Südpol. Fünfundvierzig Tage war er mit den Schlitten unterwegs.

Der Traum seiner Knabenjahre, den Nordpol zu besuchen, ließ Amundsen nicht ruhen. Spätere wissenschaftliche Nachprüfung ergab, daß Pearry nicht genau am Nordpol, sondern nur in der unmittelbaren Nähe gewesen war. Die Bervollkommnung der Luftschiffahrt erweckte in ihm den Plan, ein Luftfahrzeug zur Erforschung des Nordpols zu benützen. Nach zweimalig aufgeschobenen Versuchen startete er im Mai 1925 mit zwei Flugzeugen nach dem Nordpol. Leider gelang es infolge Motordefektes nicht, das Ziel zu erreichen. Mit dem Zusammenbruch war jedoch die Fahrt nicht endgültig aufgegeben, umso mehr als durch den Ozeanflug Dr. Eckeners der Beweis erbracht worden war, daß das Luftschiff als sicheres Verkehrsmittel gelten dürfte. Das Unternehmen sollte daher auf breitere Grundlage gestellt werden. Der berühmte Polarforscher Fridtjof Nansen erklärte sich bereit, die wissenschaftliche Leitung einer Gesellschaft von Gelehrten und Gönnern aus anderen Ländern, die sich zu dieser Fahrt bilden sollte, zu übernehmen. Inzwischen versuchten zwei andere Flieger, und zwar der Amerikaner Byrd und der Australier Wilkins, auf der Hochstraße durch die Luft zum Pol zu kommen. Byrd hat sein Ziel als erster dadurch erreicht, daß er am 9. Mai 1926 in fünfzehneinhalb Stunden den zwölfhundert Kilometer langen Flug von Kingsbay zum Pol und wieder zurück vollbrachte. Wissenschaftliche Bedeutung hat diese kühne Fahrt nicht erlangt, weil Byrd mit nur einem Begleiter keine eingehenderen Beobachtungen anstellen konnte.

Amundsen hat inzwischen seinen Plan, den Pol mit dem Luftschiff zu besuchen, glücklich beendet. Das Unterfangen ist umso bewundernswerter, als es mit einem Luftschiff, der Norge, vollführt wurde, die von Fachleuten in ihren Ausmaßen als unzulänglich bezeichnet wurde. Die Mannschaft der Norge hat zweiundsiebzig Stunden in der Luft verbracht. Die Leute kamen ermüdet, aber gesund in Teller an. Die Norge hat am Nordpol, um wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen, ziemlich lange verweilt. Man hat dort kein Land entdeckt, sondern nur dünnes Eis und Wasser gefunden.

Wenn auch nun durch Amundsen und Byrd der Nordpol binnen weniger Tage zweimal überflogen wurde, so ist damit wissenschaftlich wenig gewonnen, eigentlich nur die Tatsache der Überfliegung des Pols. Doch hört man schon wieder viel von anderen Plänen. Eine deutsche Expedition, die „Buthenuth-Arktis-Gesellschaft“ in Hannover, hat sich die Erforschung und Ausbeutung der Bodenschätze des arktischen Gebietes zum Ziel gesetzt. Das wichtigste Hilfsmittel für diese Fahrt, deren Vorarbeiten schon fast zwei Jahre in aller Stille betrieben wurden, sind besonders für diesen Zweck konstruierte Motorschlitten, die gegenwärtig in Bau sind. Diese Fahrzeuge können sich sowohl auf dem Wasser als auch auf dem Lande fortbewegen und ohne große Schwierigkeiten von einem Element in das andere übergehen. Für Fahrten auf dem Land sind die Motorschlitten nach der Art der Tanks mit Raupengleitflächen versehen. Bei der Konstruktion dieser Fahrzeuge ging ihr Erfinder, der deutsche Ingenieur Helmut Buthenuth, von den Erfahrungen aus, die man mit Raupenschleppern in den Schneegebieten Nordschwedens und der Alpenländer gemacht hat. Selbst bei tiefer Schneelage bilden die Raupenschlepper

ein sicheres und zuverlässiges Beförderungsmittel. Der Polartank von Buthenuth bietet Unterkunftsmöglichkeit für fünfzehn Personen. Betriebsstoffe, Heiz- und Nahrungsmittel können für einen Zeitraum von anderthalb Jahren mitgeführt werden. Außerdem ist noch genügend Raum für die Ausbeute der Expedition vorhanden, Raum für Instrumente und Apparate, um in der Arktis wissenschaftliche Forschungen durchzuführen.

Ähnliche Absichten, bei denen gleichfalls wissenschaftliche Forschungen angestrebt werden, verfolgt die deutsche arktische Flugzeugexpedition, die von dem bekannten Frankfurter Polarforscher Theodor Lerner vorbereitet wird. Diese Expedition will wertvolle arktische Forschungsarbeit ausführen, die auch dem Polproblem, das heißt der Erforschung des Gebietes um und jenseits des Poles, ernstlich nachgehen wird. Als Hilfsmittel dienen zwei Dornier-„Wal“-Metallflugboote, die neben einer Radio-, photographischen und kinematographischen Ausrüstung auch ein mit besonderer Sorgfalt ausgewähltes Instrumentarium für wissenschaftliche Messungen erhalten werden. Diese Dornierflugzeuge, deren Brauchbarkeit durch den ersten Polflug Amundsens und den Flug des spanischen Majors Franco über den Atlantischen Ozean glänzend bewiesen wurde, eignen sich besonders für diesen Zweck. Der durch den ersten Polflug Amundsens bekannt gewordene schwäbische Werkmeister Feucht wird ebenfalls an Lerner's Expedition teilnehmen.

Gute Aussichten auf Gelingen bietet auch der geplante Polflug Dr. Eckeners, der damit die vom Grafen Zeppelin schon 1910 erwogene Luftschifferexpedition zur Ausführung bringen will. Nach den bisherigen Leistungen deutscher Luftschiffe starren Systems — man denke nur an den Ozeanflug von L. Z. 126 — kann an die Möglichkeit der

Durchführung von Ekeners Plänen nicht gezwweifelt werden.

Wir Deutsche sind an dem Ausgang aller dieser noch geplanten Nordpolexpeditionen lebhaft interessiert. Denn für uns werden die wissenschaftlichen Ergebnisse besonders wertvoll sein, weil seit mehr als zwei Jahren unter Hauptmann Bruns eine „Internationale Studiengesellschaft zur Erforschung der Arktis mit dem Luftschiff“ mit deutscher Gründlichkeit arbeitet. Man will mit einem Luftschiff von hundertfünfzigtausend Kubikmeter Rauminhalt einen Nordpolflug unternehmen, wobei die Vorarbeiten aller dieser Expeditionen wertvolle Dienste leisten können. Auf Grund seines Nordpolfluges, an dem sich voraussichtlich auch der Polarforscher Nansen beteiligen wird, will dann Hauptmann Bruns darangehen, einen neuen Verkehrsweg mit Luftschiffen von Europa nach Japan zu erschließen, der eine beträchtliche Zeitersparnis an Stelle des bisherigen Landweges zur Folge haben würde. So ist die Polarzone wirtschaftlich doch nicht so bedeutungslos, wie vielfach fälschlich angenommen wird, ganz abgesehen davon, daß auf einer der Inseln in Polnähe abbaufähige Kohlenlager entdeckt worden sind.

Und wenn das Ergebnis aller dieser neuen Nordpolfahrten nur darin bestehen würde, nachzuweisen, ob und inwieweit die klimatischen Verhältnisse in der Polgegend beschaffen sind, daß sie die Verwendung der Transportmittel modernster Art — wenn auch unter veränderten Bedingungen — ähnlich wie in den wärmeren Zonen gestatten, dann haben alle diese Pioniere der Polarwelt für die Menschheit große Dienste geleistet.

Mannigfaltiges

Wink mit dem Zaunpfahl

In früheren Zeiten, als die Kritiker für ihre Berichte von den Zeitungen wenig oder nichts bezahlt erhielten, kam es nicht selten vor, daß sie sich von Schauspielern, Sängern, Musikern und Dichtern für günstige Besprechungen bezahlen ließen. Eines Tages erhielt ein Kritiker den Besuch eines Sängers, der den einflußreichen Mann ersuchte, ihn bei seinem nächsten Auftreten in einer neuen Oper möglichst wohlwollend zu behandeln.

Nachdem der Sänger sich verabschiedet hatte, griff der Kritiker nach einem verschlossenen Umschlag, den der Sänger bei ihm liegengelassen hatte. Groß war die Überraschung, als der Kritiker las: „Gerne hätte ich mir erlaubt, mich Ihnen für Ihre Mühen erkenntlich zu zeigen. Leider ist mir das zurzeit nicht möglich, da ich kein Geld besitze. Ich werde jedoch nächsten Monat in der Lage sein, Ihnen zu zeigen, daß ich Ihres Wohlwollens würdig bin.“

Nach der Aufführung der Oper erschien die Kritik. Alle Künstler, die dabei mitgewirkt hatten, fanden ehrenvolle Erwähnung. Über den Sänger, der „leider kein Geld besaß“, hatte der Kritiker geschrieben: „Herr Simeoni verspricht viel; wir wollen abwarten, ob er hält, was er verspricht.“

L. M. Er.

Abgetrumpft

Zwei junge Mädchen, eine Brünnette und eine Blondine, die einst ewige Freundschaft geschlossen hatten, waren wegen eines Verehrers in schwere Zerwürfnisse geraten. Wo sie zusammentrafen, fielen spitzige und manchmal bissige Worte. Eines Tages konnten sie einander in Gesellschaft nicht ausweichen. Da sagte Mali, die Brünnette, zu Annette: „Sie sehen so bleich aus, daß man Sie ins Grab legen könnte.“

Ergrimmt erwiderte Annette: „So schlimm ist's wohl nicht, aber wenn ich ein paar Tage im Grab liegen würde, sähe ich gewiß so aus, wie Sie jetzt aussehen.“

B. Asb.

Eine Frage ist kein Pfeil

Wenn man „in der Wolle sitzt“, fehlt es einem an Freunden nie. Muß einer aber „Haare lassen“, dann kann er sich meist vergeblich nach Helfern umsehen, er wird sie nicht finden. Gibt ihm aber jemand Geld, so muß es teuer bezahlt werden. Und manchmal fällt das Zahlen schwer, oder es will gar nicht gehen, daß man Schulden zu tilgen in der Lage wäre. So war es einem Kaufmann gegangen, der in der Not Geld von einem Wucherer geborgt hatte. Von Zeit zu Zeit meldete sich der Gläubiger und drängte wegen der Tilgung der Schuld. Zuletzt gerieten beide in Zorn, und der Kaufmann schrie den Bedränger an: „So lassen Sie mich doch ungeschoren!“

Der Wucherer sagte: „Na, was is da viel zu scherem, wo doch keine Wolle mehr is! Ich bin bloß wieder einmal gekommen, um zu sehen, ob vielleicht nicht doch ein paar Härchen gewachsen sind.“

A. Hab.

Kurz und bündig

Im achtzehnten Jahrhundert gingen die Männer in kostbaren Kleidern aus Sammet und Seide. An Weste und Rock trug man silberne und goldene Knöpfe, die manchmal sogar mit edlen Steinen besetzt waren. Ein stattlicher Herr, der mit diamantengeschmückten Knöpfen aus dem Theater ging, wurde in einer Seitengasse von einem Gauner angefallen, der ihm die Knöpfe abschneiden wollte. Kaum hatte der Räuber einen Knopf erwischt, da schrie er laut auf. Der Überfallene hatte ihm kurzerhand ein Ohr abgeschnitten. Der Dieb schrie: „Halt! Da haben Sie Ihren Knopf.“

„Gut,“ sagte der Mann, „da hat er sein Ohr.“

L. Del.

Helf, was helfen mag

Frauen gibt es, gegen die gar nichts eingewendet werden kann, wenn sie immer das letzte Wort aussprechen dürfen und alles nach ihrem Willen geht. Sie wollen einmal durchaus die Hosen anhaben, und dagegen ist meist nichts zu tun.

Ein junger Mann, dem seine Frau recht lieb war, bemühte sich lange Zeit vergeblich, sie dahin zu bringen, ihren Kopf nicht in jedem Fall durchzusetzen. So oft etwas nach ihrem Willen getan ward und übel geriet, versuchte er ihr mit Vernunftgründen klarzumachen, daß sie diesen Fehler doch einmal ablegen müsse. Es half aber nichts. Sie beharrte bei ihrer Auffassung und sagte: „Rede, solange du Lust hast, aber es muß doch alles nach meinem Kopf gehen.“

Einmal gerieten beide beim Mittagessen in Meinungsverschiedenheiten. Und zuletzt sagte die Frau wieder: „Es muß doch nach meinem Kopf gehen.“

Da riß dem Mann die Geduld, er ward wütend und warf ihr nacheinander Schüsseln, Teller, Gläser, kurz alles, was auf dem Tisch stand, an den Kopf und schrie: „So wird das nun immer gehalten. Alles soll nach deinem Kopf gehen, was mir unter die Finger kommt.“

Vor so schwerwiegende Gründe gestellt, gab die Frau endlich doch nach. Sie fürchtete, er könnte eines Tages noch gewichtigere Gründe wider ihren Kopf aufbringen. D. Br.

Bürgergardistenstreich

In Krähwinkel versammelte sich die Mannschaft auf dem Marktplatz. Wie gewöhnlich dauerte es lange, bis alle Gardisten beieinander waren. Ein Teil der für die Übung auf dem Exerzierplatz bestimmten Zeit war schon verstrichen und die Mannschaft sollte deshalb rasch marschieren, um wenigstens etwas davon einzuholen. Der Hauptmann ritt voraus, überquerte den Marktplatz, schwenkte dann rechts ab, während die Mannschaft links abmarschierte, ohne daß der Hauptmann es merkte.

Als er vor dem Stadttor am Exerzierplatz ankam, sah er zu seiner nicht geringen Verblüffung die Gardisten schon stehen. Da schrie der Hauptmann: „Poß Element, Granaten, Bomben und Kartauten! Wie kommt ihr hierher?“

Der Leutnant salutierte: „Herr Hauptmann, wir marschierten durchs Kreuzgäßel, da war der Weg näher.“ D. Trom.

Boshaft

In einer kleinen, überaus fröhlichen Tafelrunde wurde eine prächtige geräucherte Zunge aufgetragen. Eine ungewöhnlich lebhaftige Frau, die fast keinen Augenblick schwieg, fragte ihren Tischnachbar mit spöttischer Betonung: „Sie wissen doch alles! Können Sie unterscheiden, ob diese Zunge von einer Kuh oder von einem Ochsen stammt?“

Schlagfertig erwiderte der Herr: „Ganz sicher ist das die Zunge eines Ochsen!“

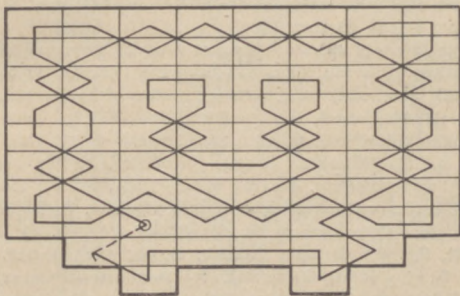
Die Dame zweifelte und verlangte eine glaubhafte Begründung dieser Meinung. Da sagte der Herr: „Wäre das die Zunge eines weiblichen Tieres, so läge sie gewiß nicht so ruhig auf der Platte.“

B. Kro.

Auflösungen der Rätsel des 12. Bandes:

Rätsel S. 15: Th(em)se, Ems;

Königszugrätsel S. 96:



Was machst du an der Welt? Sie ist schon gemacht;
 der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.
 Dein Fuß ist gefallen, verfolge die Weise,
 der Weg ist begonnen, vollende die Reise;
 denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
 sie schleudern dich ewig aus gleichem Gewicht.

J. W. v. Goethe.

- Bilderrätsel S. 119: Streit schafft Leid;
 Scharade (dreifüßig) S. 140: Kuhreigen;
 Ergänzungsrätsel S. 140: Toast, Herero, Camont, Gösch,
 Elbe, Rif, Meer, Auto, Ransen, Senat = The Germans to the front;
 Silberrätsel S. 140: Mißmut;
 Homonym S. 148: Kette;
 Besuchskartenrätsel S. 148: Ewine-
 münde;
 Magisches Quadrat S. 148: (rechts
 nebenstehend);
 Gleichklang S. 148: der Sieg, die Sieg;
 Wechsellrätsel S. 191: Sessel, Kessel;
 Futullus S. 191: Au, Stern, Austern.

D	U	A	L	A
U	R	B	A	N
A	B	E	N	D
L	A	N	Z	E
A	N	D	E	N

Lösungen der Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel trafen nach Redaktionsschluß von Band 12, Jahrgang 1926 ein, so daß sie in diesen Band nicht mehr aufgenommen werden konnten, aus Band 9, Jahrgang 1926 von: Emil Ludwig, B. (7).

Richtige Lösungen unserer Rätsel aus Band 10, Jahrgang 1926 trafen nach Redaktionsschluß von Band 12, Jahrgang 1926 ein, so daß sie in diesen Band nicht mehr aufgenommen werden konnten, von: Karl Mathias B. (6); Alfons Werner, B. (7).

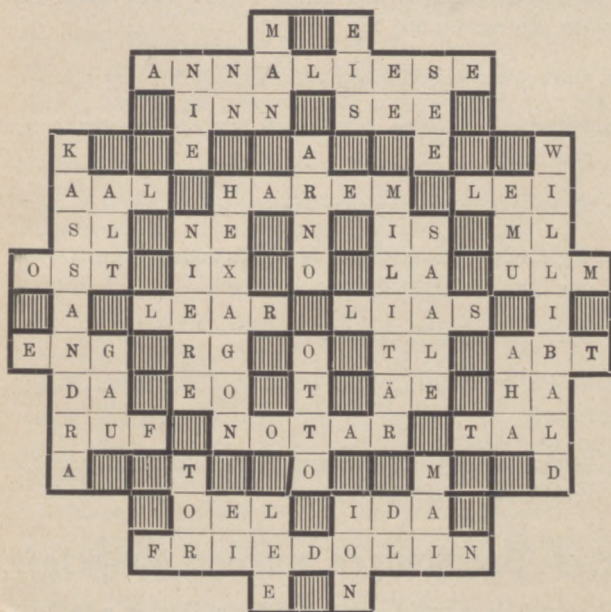
Richtige Lösungen unserer Rätsel aus Band 11, Jahrgang 1926 trafen nach Redaktionsschluß von Band 12, Jahrgang 1926 ein, so daß sie in diesen Band nicht mehr aufgenommen werden konnten, von: Iwan Bauer, J. (1); R. Donges, K. (12); Käthe Falk, E. (10); Anna Gopfer, B. (11); Heinz Jünemann, E. (12); Liesel Kettmann, St. (13); Christel Klipp, G. (4); Doris Pöhner, U. (10); P. Merlin, Fr. (8); Gotti Morchel, P. (8); Ernel Ramtel, St. (12); Alfons Nora, Gr. (8); Karl Ruhrmann, A. (5); Sidor Oppenheim, B. (1); Elln Pöschke, E. (2); Mariechen Pusch, St. (10); Otto Reifling, R. (3); Silvia Rhaban, G. (4); Karl Riesenstahl, Kr. (6); Wilhelm Rolland, B. (8); Willi Schall, B. (4); A. Sehil, B. (9); Mizzi Seidel, D. (7); Hermann Seßinger, A. (5); Theodor Silberhorn, D. (4); Franz Silbermann, Dr. (5); Heinrich Soest, K. (12); Reinhold Tauenzien, B. (3); Karl Thiele, B. (4); Wilhelm Tiesch, St. (4); Aron Toska, G. (2); Paul Tulemann, E. (10); Leo Ummendorfer, G. (9); Gustav Unterkofler, B. (2); Leo Uthemann, B. (7); Otto Vandenberk, A. (11); Guido Vohsel, Kl. 7b; Martha Willinger, Schw. (4); Leo Vollrath, K. (9); R. Waldemar, E. (12); Rolf Wigemann, Du. (10); Reinhold Zander, Br. (4); Liesel Ziemendorf, M. (13); Gretel Ziefcke, B. (12); Richard Zoogmann, D. (10); Karl Zügel, E. (1).

Die Auflösungen unserer drei Preisrätsel lauten:

I.

Wer nicht alt werden will, soll sich jung hängen
lassen.

2.



3.

Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.

Die „Preisrätselschlacht“ ist beendet; sie hat lange gedauert, denn die Zahl der Einsendungen, die alle geprüft werden mußten, war außerordentlich groß. Besonders genau mußte bei dem Kreuzworträtsel nachgeprüft werden, da hier verschiedene Doppellösungen möglich waren. Die Wörter *Kassandra*, *Willibald*, *Zon* und *man* waren Fallstricke, über die sehr viele Einsender gestolpert sind. Auf Grund unserer Erfahrungen war von vornherein eine sehr starke Beteiligung an der Lösung unserer Preisrätsel zu erwarten. Wir hatten dementsprechend eine große Zahl von Preisen für die richtige Lösung aller drei Rätsel ausgesetzt. Es entfällt auf den

1. Preis: eine dreißigbändige Hausbibliothek;
2. Preis: eine goldene Armbanduhr für Damen oder Herren nach Wahl;
3. Preis: eine photographische Handkamera;
4. Preis: Shakespeares sämtliche Werke in der neuen Ausgabe von Julius Bab. 9 Bände;
5. Preis: eine Wäschemangel;
6. Preis: ein Achtellos der Preussisch-Süddeutschen Klassenlotterie;
- 7.—500. Preis: gute Bücher und Bilder als Wandschmuck in verschiedenen Wertabstufungen.

Als Preisträger wurden ausgelost:

Der 1. Preis entfiel auf: Karl Wildner, Gürtler in Ch. bei R.

Den 2. Preis erhielt: Frau W. Manthey in B., Markt 18.

Den 3. Preis erhielt: Josef Hartl in R., Kasernenplatz 4.

Den 4. Preis erhielt: Friedrich Hetschko, R. bei B.

Den 5. Preis erhielt: Frau Hertha Engels, R., Alleestraße 73.

Den 6. Preis erhielt: Willi Puschmann, St., Moltkestraße 10.

Weitere richtige Lösungen, die mit Preisen bedacht werden konnten, gingen ein von: Frau D. Altman, B.; Max Bauch, G.; Frau Albert Becker jr., R.; Frau Direktor Charlotte Becker, D.; Christian Betcke, H.; Robert Böhm, N.; Fräulein Anna Bosh, H.; Franz Brosche, R.; Josefina Bucher, L.; Albert Conrad, W. bei D.; Margarete Drescher, H.; Marie Farnick, Lehrersmitwe, Pr.; Carl Freyer, D.; Oskar Friehsche, D.; Konrektor i. R. W. Gerlach, F.; J. de Groen, A.; Anton Grünes, A.; Paul Hering, Bl.; J. Herkommmer, L.; Frau Helene Höhn, B.; Ferdinand Hollenstein, L.; Bankbeamter Ferdinand Jakob, R.; Beatrix Jenischta, G.; Obersteuerssekretär Juraf, R.; Wenzel Kirschneck, H.; Karl Klein, D.; Georg Kraßer, A. bei N.; Hermann Krehschmar, St.; Frau Oberlehrer Berta Kurzjus, E.; Mizzi Lerch, M.; Eduard Leupold, A.; Techniker Hermann Leuz, H.; Karl Lorenz, Schl.; A. Mattusch, M.; Phil. Maurer, St. J.; Fris Mauritius, St.; Frau Dr. L. Mayr, A.; Heinz Meißner, E.; Lina Merlin, Fr.; G. Meyer, D.; Josef Miesler, A.; Frau Justizobersekretär L. Müller, R.; Raimund Müller, M.; Willy Neumann, B.; Filialleiter Josef Penodfinger, Schw.; Sofie Pilgram, B.-Gl.; Carlos Prinzler, L.; Paul Raue, M.; Otto Schinze, N.; Wilhelm Schleich, P.-M.; Emil Schmidt, St.; Frau Oberlehrer Dora Schmiedt, A.; Johannes Schneider, Schl.; Paul Schoppe, E.; Hildegard Schröder, M.; W. Seeberg, W.; Berta Seel, St.; Fris Sieber, L.; Josef Simon, R.; Karl Stummer, W.; J. Tannenber, H.; Erich Thiele, B.; Kanzlist Hans Tuch, P.; B. Vollmer, H.; Fris Ziebs, N.; Fabrikbeamter Josef Bizelsberger, L.

Lotte Wigner, E.; Frau Dr. Elfriede Albrecht, P.; Karl von

Asperrn, H.; Kurt Bagehorn, P.; Iwan Bauer, Zw.=Sch.; Karl
 Bauer, K.; Julius Brucklacher, M.; Hans Bayer, H.; Otto K.
 Beer, K.; August Berchtold, G.; Fritz Billerbeck, P.; Albert
 Böker, B.; Pförtner Jakob Borngässer, M.; Fritz Bundt, St.=H.;
 Frau Anna Burtofer, D.; Friedrich Businger, L.; Frau Marie
 Dierl, K.; Hugo Diezel, F.; Friedrich Daenecke Filho, F.; Josef
 Draga, P.; Heinrich Eiffert, W.; Frau Marie Empl, M.; Rats=
 sekretär Heinrich Endrich, A.; Josef Ficht, Ch.; Alois Fink, E.;
 Helene Fink, D.; Frau A. Fischer Ww., Fr.; Frau F. Förderung,
 N.=B.; Frau Pauline Frank, H.; Frau Elisabeth Gauß, Fr.;
 Ernst Glindermann, F.; Emil Göß, H.; Franz Großl, P.; Frau
 Adele Eugensichler, L.; Franz Haberrettl, W.; Frau Marie
 Hauf, S.; Karl Heine, D.; Lothar Heymann, S.; N. Höflich,
 L.; Franz Horna, W.; Willy Hörold, F.; Josef Huber, F.;
 Jens Hubert, M.; Frau Anna Käfer, K.; M. Kellner, E.; Carl
 Keffner, B.; Heinrich Klein sen., U.; Frau Emma Klumpp, B.;
 Frau Studienrat Koehler, B.; Bruno Köhler, F.; Georg
 Köhler, K.; Otto Kolberg, K.; Gerhard König, D.; Bruno Koschel,
 Bl.; Richard Köster, B.; Frau Maria Krah, Schw.; Sekretär
 Friedrich Kübler, St.; A. Kühmstedt, B.=B.; Anna Kufner, K.;
 Marie Leis, L.; Gretl Lausmann, Br.; Ludwig Lehner, M.;
 Josef Levinsky, L.; Wilhelm Linker, Fr.; Kreisbaumeister E. Lu=
 tner, K.; Bahnmeister W. Luther, K.; Franz Maresch, L.; Frau
 Frieda Marschner, S.; Bahnverwalter a. D. K. Mayer, K.; Otto
 Meinel, Br.; Adalbert Mirsch, W. bei K.; Oberpostsekretär
 R. Mitreiter, A.; Julius Morgenstern, N.; Max Mücke, B.=P.;
 Fräulein Clara Müller, S.; Forstadjunkt Kurt Nöttig, B.;
 Zuckerfabrikbeamter Josef Schmig, H. bei Br.; Adolf Spalka,
 B.; Erich Spitz, N.; Fritz Pegler, M.; Paul Penzold, Fr.; Lehrer
 Adolf Petri, B.; Richard Pehold, B.; August Pfeiffer, M.;
 Dr. Raimund Pihan, L.; Max Plösch, B.=L.; Frau Anni Präf=
 negg, L.; Frau D. Redanz, B.=L.; Rudolf Reder, A.; Albert
 Reiners, M.=Gl.; Karl Rigorth, K.; Ludwig Ringelhann, A.;

Eisenbahnsekretär Karl Ringwald, Fr.; Edy Ritter, P.; Karl Rödling, M.; Frau Marianne Roth, U.; Gustav Sauseng, K.; Berta Scherch, L.; Josef Schilling, Fr.; Frau Charlotte Schleicher, Fr.; Obersteuerssekretär Max Schmelzer, Fr.; Franz Schmidt, R.; Hugo Schmidt, D.; Gustav Schmitz, Gl.; Jakob Schneider, Sp.; Forstadjunkt Richard Schneller, R. bei 3.; Werkmeister Robert Schober, I.; Fräulein Margot Schors, B.=Sch.; Willi Schulz, B.; Hedwig Schulz, M.; Wilhelm Schulze, C.; L. Schutt, Fr.; Heinrich Schürstedt, Gl.; Benno Leonhard Schwarz, L.; A. Schwarzmann, S.; Alfred Seifert, M.=B.; Jakob Simon, N.; Adolf Spiegelhalder, N.; Otto Spiegelhalder, Fr.; Mess. Assistent Karl Stocker, P.; Alfred Strehle, D.; Josef Suchanka, Th.; Anton Swedel, Tr.; Fritz Thoms, N.; Gerda Thomson, N.; Lehrer Max Turba, U.; Antonia Vesely, W.; Frau Anna Voges, Br.; Dora Volk, Schw.; Julius Walta, P. bei L.; Fritz Walther, G.; Reinhold Walz, St.; Marie Warnecke, D.; Beamter Jaki Wawro, K.; Otto Weil, U.; Frau Alwine Weiß, Groß=U. bei H.; Eisenbahninspektor Victor Weiß, D.; Paul Werner, R. bei U.; Jean Wittmann, Fr.; Viktor Wodarsky, B.; Alfred Wolf, B. bei K.; Franz Wolf, Fr.; Martin Wohlrahe, P.; Buchhalter Rudolf Woller, H.; A. Wrobel, B.; Bezirksbeamter Franz Zinke, L.

Einen Trostpreis erhielten: Elisabeth Ackermann, Dr.; Frau Elfriede Anders, K.; Wilhelm Antfang, D.; Schuhmachermeister Emil Aulhorn, D.; W. Bacherl, W.; Frau Marie Beschereker, H.; Fräulein Anny Berger, H.; Alfred Bittner, R.; Erich Böhnhardt, D.; Artur Bratenstein, N.; Verwaltungsobersekretär Adam Breivoga, M.; W. Buback, W.; Josef Bucher, L.; Frau Hedwig Büchsenmeister, Gr.; Otto Georg Chräker, N.; Emma Clappier, F.; Baupraktikant Robert Conrad, B.; Eugen Dengler, St.; Frau Annie Diez, L.; Elsbet Don, B.; Friedrich Dreher, St.; Kassenleiter Eduard Eberle, K.; Rosa Ebert, St.; Hubert Eggert, H.; Josef Eigl, I.; Rosa Ertel, W.; Wilhelm

Jaaf, Schw.; Johann Fahrner, S.; Franz Floßmann, R.; Helly
 Führer, W.; Oberlehrer Franz Fürtig, H.; Hans Gärtner, P.
 bei Dh.; Bürogehilfe Gustav Goldbach, A.; Graveur Lambert
 Göß, Sch.; Rentmeister i. R. Graef, A.; Frau Helene Grisán, L.;
 Frau Gertrud Grubert, N.=B.; Albert Gundermann, S.; Fried-
 rich Hafner, E.; Rudolfo Halla, St. A.; Otto Halter, R.; Her-
 bert Hansch, L.; Eduard Hauser, B.; Frau Anna Hausmann, S.;
 Fr. Hechler, M.; Typograph Ferdý Heer, Z.; Max Hegewald, H.;
 Frau Else Heinrich, R.; Albert Hendel, Pl.; Alfred Hermann, M.;
 Josefina Herrmann, Pl.; Regierungssteuersekretär a. D. E. Hohei-
 sel, M.; Angestellter Ferdinand Hollermann, L.; Christian Holle-
 rung, A.; Frau Anna Hopfer, B.=Fr.; Ingenieur Josef Immer-
 schitt, E.; Wilhelm Isenburg, W.; Kurt Jagnow, E.; Mariechen
 Jung, Fr.; Frau Dora Kahnes, Zw.; Gerhard Kaugky, D.=St.;
 Paul Keil, Zw.; Edith Kibbel, H.; Fritz Kiefling, E.; Max Kirst,
 D.; Frau Christel Klipp, Z.; Karl Krahl, Sch.; Ernst Kürschner,
 Z.; Postbeamter a. D. Adolf Kutscha, B.; Walter Langhammer,
 W.; Maschinensetzer Ernst Lenk, H.=E.; Fräulein Mizzi Liebsher,
 D.; Willi Mantua, W.; Emil Meder, Schw.; W. Meyer, H.;
 Lehrer Otto Müller, D.; Reinhard Müller, N.; Karl Mutmann,
 W.; Bankbeamter Josef Muthsam, R.; Baumeister Gebhard
 Negele, R.; Fräulein Else Nielsen, H.; Fritz Destreich, E.; Willi
 Paul, Gr.; Gendarmerieoberwachtmeister Hermann Paulus, E.;
 Rechnungsrat Heinrich Peter, B.=F.; Albert Pfotenhauer, S.;
 Frau Selma Rofßberg, Dr.; Lehrer Josef Roth, H.; Lehrer Ruch-
 niewitz, W.; Gendarmeriewachtmeister i. R. Anton Rzehak, L.;
 Chemiker Karl Saria, St.; Lina Schäfer, Fr.; Werner Scheidig,
 N.; Hermine Schiller, W.; Lagerverwalter Franz Schmidt, W.;
 Frau Helene Schnab, R.; Marie Schnaubelt, R.; Frau Ella
 Schneider, P.; E. Schnürmacher, W.; Betty Schulz, A.; Betty
 Schütz, St.; Schwägerl, M.; Max Schweigert, N.; Wilhelm
 Sell, R.; Gerhart Siebold, S.; Anne Sinner, St.; Smikalla, H.;
 Josef Sochurek, M.=Sch.; Lydia Specht, Sch.; Johannes Stef-

fens, L.; Otto Stengel, G.; Minni Streller, Br.; Gottlob Strobel, J.; Adam Sturm, A.; Berta Taschner, W.; L. Thurn, Fr.; Oskar von Urarevich, D.; Bürgermeister Vogel, S.; Josef Volkmann, Sch.; Fritz Wandel, R.; Charlotte Warmuth, L.; Reinhard Weber, R.; Roman Wegner, Cz.; Laurenz Weinmüller, R.; Gemeindebeamter Alfred Weller, R.; Ernst Wener, R.; Beamter Rudolf Wepscheck, R.; Georg Widmann, M.-E.; Notar Karl Wolf, F.; Frau Wilma Wölfel, Fr.; Fräulein Johanna Wortmann, W.; Stadtsekretär Karl Wüft, L.; Frau Luise Zachow, N. bei L.; Hans Zahradnik, C.; Wilhelm Zeitz, H.; Arthur Zenker, Ch.; Maria Ziebarth, Sch.; Martha Ziegler, J.; Fräulein Marie Zimmermann, Schw.

Wir danken den vielen treuen Lesern unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“, die durch Einsendung der Lösungen ihr Interesse bekundeten; oft begleiteten Zeichnungen und Gedichte die Lösung und zeigten so, mit welcher Liebe unsere Leserschar sich mit den Preisaufgaben beschäftigt hatte. Durch die außerordentlich starke Beteiligung wurde uns wieder bewiesen, daß unsere Leser an dem so mannigfache und vielseitige Ansprüche eingestellten Inhalt ihre Freude haben. In den Begleitschreiben war manche Anerkennung, manche freundliche Zustimmung zu finden, für die wir hiermit unsern herzlichsten Dank aussprechen. Auch in Zukunft wird uns aus den Kreisen unserer Leser jede wohlge-meinte Äußerung, jede geeignete Anregung stets willkommen sein.

Manche lieben Grüße waren den Einsendungen beigefügt aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes, aber auch in großer Anzahl aus den abgetretenen Gebieten, aus den näheren und ferneren Staaten Europas, ja sogar von treuen Freunden jenseits der Meere, oft unter dem Tropenhimmel auf einsamem Posten im Urwald geschrieben, als Zeichen, daß auch unsere roten Bändchen dazu beitragen, die Verbindung mit der alten Heimat lebendig und frisch zu erhalten. Wir danken herzlichst und senden allen zur Erwidderung treudeutsche Grüße!

Wir hoffen zuversichtlich, daß die alte Treue, die in vielen Fällen sogar jahrzehntelang besteht, auch im nunmehr beginnenden 51. Jahrgang unserer „Bibliothek“ erhalten bleibt. Wir werden unsrerseits bemüht sein, auch im neuen Jahrgang unsern Freunden Anregung und Unterhaltung in mancherlei Form zu bieten und frohe Stunden zu verschaffen, um so auch fernerhin den alten guten Ruf unserer roten Bändchen sorgfältig zu wahren. Dazu soll auch ein neues Preisaus Schreiben beitragen, über das wir später Genaueres mitteilen werden. Ebenso werden wir wie bisher das Neue und in die Zukunft Weisende, das Beste vom Unterhaltenden und Belehrendem, von Frohem und Ernstem unsern Lesern bieten.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart
Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart, in Osterreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. In der Tschechoslowakei für Herausgabe und Redaktion verantwortlich Karl Kunschke, Pribor, Benešgasse 9.

O X BEINE

heilt

Beinkorrektions- Apparat

D.R.P. 335318 u. Auslandspatente
(ohne Tagesanwendung)

**Broschüre u. Beratung
kostenlos**

Wissenschaftl. orthopäd. Werk-
stätten ARNO HILDNER,
Chemnitz 14 (Sachsen)

Berlin W, am Zoo

Joachimsthaler Straße 43/44

Tel.: Bismarck 8922

Sprechzeit 10-7, auß. Sonnabend



Gegen Magerkeit

gebrauche man stets nur
unsere „Oriental-Kraft-Pillen“.

Sie bewirken in kurzer Zeit erhebliche
Gewichtszunahme, blühendes Aussehen
und schöne, volle Körperform (für Damen
prachtvolle Büste); stärken die Arbeits-
lust, Blut u. Nerven. Garant. unschäd-
lich. ärztl. empfohlen. Viele Dankschreiben.
28 Jahre weltbekannt. Preisgekr. mit
gold. Medaill. u. Ehrendipl. Preis Pack.
(100 St.) 2.75 Mk. mit Gebrauchsanweis.
Porto extra. (Postanweis. od. Nachn.)

**D. Franz Steiner & Co. G. m. b. H.,
Berlin W 20/416, Eisenacherstraße 16.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Deutsches Wandern

Von Dr. Heinrich Gerstenberg

120 Seiten mit 28 Abbildungen
Rm. 1.80

Zur Förderung der Wanderfreuden wie
der Wandersitten will das Büchlein bei-
tragen und in dieser Hinsicht ein Rat-
geber sein

Zu haben in allen Buchhandlungen

Malen u. zeichnen Sie gern?



Dann sollten Sie Ihre freie Zeit
benutzen, es gründlich zu lernen.

zumal die Kosten viel geringer
sind, als wenn Sie diese Zeit für
irgendwelche Liebhaberereien oder Zer-
streuungen anwenden. Unser bewährtes,
von Künstlern u. der Presse glänzend begut-
achtetes Lehrsystem geht von ganz neuartig. Vor-
aussetzungen aus u. unter fachmännisch. Prüfung erfolgt die Korrektur der
einzusendenden fertigen Arbeiten. Keine Kraftvergeudung oder Abstumpfung
durch ermüdenden Drill, kein Aufgeben des Berufs, sondern Ausnutzung freier
Stunden durch interessante künstl. Tätigkeit vom ersten Tage an. Zeichnen und
Malen ist in jedem Berufe von erheblichem Nutzen, zahlreiche frühere Schüler
berichten uns aber, daß es ihnen zur lohnenden Erwerbsquelle geworden ist,
und wer die Schülerarbeiten in unserem illustrierten Prospekt, den wir
kostenlos versenden, ansieht, wird das begreiflich finden. Verlangen
Sie den Prospekt sofort. Adressieren Sie genau:

**Mal- und Zeichen-Unterricht - G. m. b. H.
Berlin W 9, Abteilung B 33
Linkstraße 12.**



Zwei Zedda, sich begrüßend.

Afrikanisches Heldentum

Forscher, Völker und Kulturen eines Erdteils

Herausgegeben von

Leo Frobenius

Sechs Bände gebunden je Rm. 2.50

1. Band: Zur Herrlichkeit des Sudans / 2. Band: Im
Lichte des Orients / 3. Band: Pioniere im Westen
4. Band: Pioniere im Osten / 5. Band: Der Kampf
im Süden / 6. Band: Im Reiche des Meergottes

Ein hochbedeutungsvolles Werk, das in jeder größeren Hausbibliothek seinen Platz finden sollte. Es bietet den Querschnitt durch Leo Frobenius' ganzes großes Lebenswerk. Der Name dieses Forschers ist untrennbar mit Afrika verbunden. Er ist der erste Mann der Tat und der Wissenschaft, die uns lehrt, daß Afrika die Stätte uralter Kulturen ist. Es ist ein Genuß, eine Bereicherung, eine Erhebung, unter seiner Führung durch die zwölf Gebiete zu wandern, in die das Werk den afrikanischen Kontinent teilt. Tiefgründig gebildete Mitarbeiter haben Frobenius in diesen sechs vortrefflichen Bänden — die auch sehr schön und gediegen ausgestattet sind und gute Bilder von Fritz Wittlinger und Elfsabeth Mannsfeld enthalten — unterstützt. „Velhagen und Klasing's Monatshefte“

Dieses gewaltige Werk des deutschen Forschers . . . ist das Hervorragendste, was auf dem Gebiete der Kulturwissenschaft in jüngster Zeit geleistet worden ist. Der Verlag hat das herrliche Werk prächtig und stilgemäß ausgestattet . . .

„Bremer Zeitung“

Zu haben in allen Buchhandlungen



Steuern Sie den Gefahren der
Fettleibigkeit
 durch den Punkt-Roller



Mit diesem Punkt-Roller D. R. P. u. D. R. G. M. beseitigen Sie das überflüssige Fett gerade an den Stellen, wo Sie es entfernt haben wollen, z. B. am Leib oder an den Hüften, an den Schultern oder Waden. Der Punkt-Roller mit seinen zahlreichen weichen Kautschuk-augnapfchen wirkt auf die Fettpartien so intensiv, dass dieses Fett in kurzer Zeit verschwindet und festes Muskelfleisch zurückbleibt. Das in den Fettschicht ein sehr träge zirkulierende Blut wird durch den so präzis wirkenden Punkt-Roller zur schnelleren und kräftigen Tätigkeit gezwungen, wodurch das Fett gelöst und durch das Blut aus dem Körper befördert wird.

Die Gefahren, welche die Fettleibigkeit allmählich für die Gesundheit nach sich ziehen, z. B. Herzschwäche, Aderverkalkung, Gicht, Zuckerkrankheit, Schlaganfall usw. sind so bekannt, um näher darauf einzugehen.

Wir senden Ihnen den Punkt-Roller auf Wunsch 5 Tage zur Probe, damit Sie ihn zu Hause versuchen und selbst beobachten können, wie Sie das überflüssige Fett auf diese neue, bequeme und natürliche Art lösen können. Dieser Versuch kostet Sie keinen Pfennig, wenn Sie nicht absolut zufrieden sind.

**Preis des Punkt-Rollers
 Mk. 12.50 und Porto.**

Weitere Ausgaben entstehen nicht.

**Achten Sie im eigenen Interesse auf
 Nachahmungen und weisen solche
 zurück.**

Was sagen die Aerzte über den Punkt-Roller:

Dr. med. H., prakt. Arzt in B.: Ich habe in der letzten Zeit eine Reihe von fettleibigen Personen mit dem Punkt-Roller behandelt. Die Kranken nahmen nicht nur erheblich an Gewicht ab — in 2 1/2 Wochen über 3 Pfd. pro Woche — sondern sie waren mit der Anwendung des Apparates ganz andere Menschen geworden; sie fühlten sich frischer und konnten ihrer Arbeit ohne die sonst so schnell eintretende Ermüdung nachgehen. Ich bin mit Ihrem Apparat sehr zufrieden.

Dr. med. W., prakt. Arzt: Wenn der Apparat Punkt-Roller systematisch mehrere Wochen nach Vorschrift angewendet wird, verspricht er glänzende Erfolge. Er ist deshalb zur Therapie der Adipositas (Fettsucht) ganz besonders warm als das beste neuzeitliche Mittel zu empfehlen.



Zu haben in allen einschlägigen Geschäften. Wo nicht, Versand durch die

Fabrik orthopädischer Apparate

L. M. Baginski, Berlin-Pankow 49

Hiddenseestr. 10 / Fernspr. Pankow 109, 1706, 1707 / Postscheckkonto Berlin 11983



Zwei Teda, sich begrüßend.

Afrikanisches Heldentum

Forscher, Völker und Kulturen eines Erdteils

Herausgegeben von

Leo Frobenius

Sechs Bände gebunden je Rm. 2,50

- 1. Band: Zur Herrlichkeit des Sudans / 2. Band: Im Lichte des Orients / 3. Band: Pioniere im Westen
- 4. Band: Pioniere im Osten / 5. Band: Der Kampf im Süden / 6. Band: Im Reiche des Meergottes

Ein hochbedeutungsvolles Werk, das in jeder größeren Hausbibliothek seinen Platz finden sollte. Es bietet den Querschnitt durch Leo Frobenius' ganzes großes Lebenswerk. Der Name dieses Forschers ist untrennbar mit Afrika verbunden. Er ist der erste Mann der Tat und der Wissenschaft, die uns lehrt, daß Afrika die Stätte uralter Kulturen ist. Es ist ein Genuß, eine Bereicherung, eine Erhebung, unter seiner Führung durch die zwölf Gebiete zu wandern, in die das Werk den afrikanischen Kontinent teilt. Tiefgründig gebildete Mitarbeiter haben Frobenius in diesen sechs vortrefflichen Bänden — die auch sehr schön und gediegen ausgestattet sind und gute Bilder von Fritz Wittlinger und Elfsabeth Mannsfeld enthalten — unterstützt. „Welshagen und Klafings Monatshefte“

Dieses gewaltige Werk des deutschen Forschers . . . ist das Hervorragendste, was auf dem Gebiete der Kulturwissenschaft in jüngster Zeit geleistet worden ist. Der Verlag hat das herrliche Werk prächtig und stilgemäß ausgestattet . . .

„Bremer Zeitung“

Zu haben in allen Buchhandlungen



Steuern Sie den Gefahren der Fettleibigkeit durch den Punkt-Roller



Mit diesem Punkt-Roller D. R. P. u. D. R. G. M. beseitigen Sie das überflüssige Fett gerade an den Stellen, wo Sie es entfernt haben wollen, z. B. am Leib oder an den Hüften, an den Schultern oder Waden. Der Punkt-Roller mit seinen zahlreichen weichen Kautschuk-augnäpfchen wirkt auf die Fettpartien so intensiv, dass dieses Fett in kurzer Zeit verschwindet und festes Muskelfleisch zurückbleibt. Das in den Fettschicht en sehr träge zirkulierende Blut wird durch den so präzis wirkenden Punkt-Roller zur schnelleren und kräftigen Tätigkeit gezwungen, wodurch das Fett gelöst und durch das Blut aus dem Körper befördert wird.



Was sagen die A

Dr. med. H., prakt. Arzt in B.: Zeit eine Reihe von fettleibigen Punkt-Roller behandelt. Die nur erheblich an Gewicht abpro Woche — sondern sie waren des Apparates ganz andere M föhnten sich frischer und konnte die sonst so schnell eintretende Ich bin mit Ihrem Apparat s

Dr. med. W., prakt. Arzt: We Roller systematisch mehrere V angewendet wird, verspricht Er ist deshalb zur Therapie sucht) ganz besonders warme liche Mittel zu empfehlen.

Zu haben in allen einsch

Fabrik o

L. M. Bagl

Hiddenseestr. 10 / Fernspr. Pa

Biblioteka Główna UMK



300020176382

